

# STEGLITZER HEIMAT

Mitteilungsblatt des Heimatvereins Steglitz e.V.

Lankwitz • Lichterfelde • Steglitz • Südende



55. Jahrgang • Januar bis Juni 2010



Nr.  
**1**  
2010

Die aktuelle Ausstellung im Steglitz-Museum bis zum 2. Mai 2010:

**Das Museum zeigt seine Schätze**

**Es gibt viel zu entdecken**

# Berliner lieben Klartext. Auch bei der Beratung.

**B BERLINER BANK**

**Unsere persönliche Beratung.  
Jetzt Termin vereinbaren.**

## Ein Wort vorweg ...



Alles in allem war 2009 ein recht erfolgreiches Jahr für den Heimatverein. Wir konnten, wie wir es uns vorgenommen hatten, unsere Position in der Kulturarbeit im Berliner Südwesten durch zahlreiche Aktivitäten festigen und ausbauen. Auch bei den Bemühungen, in der Öffentlichkeit, besonders in unserer direkten Umgebung, deutlicher wahrgenommen zu werden, sind wir ein gutes Stück vorangekommen. Geholfen haben dabei vor allem unser Sommerfest zum 25. Geburtstag des Museums und unser traditioneller Kunst- und Krempelmarkt. Beide Veranstaltungen brachten ansehnliche Besucherzahlen und waren für zahlreiche Mitbürger „aus der Nachbarschaft“ die Gelegenheit, den Heimatverein kennen zu lernen.

Einer der Höhepunkte des Jahres war die Reise ins Münsterland: der Besuch des Scherenschnittmuseums in Vreden, die Besichtigung einer Glockengießerei, die Domstadt Münster, Stadt des Westfälischen Friedens, mit dem einzigartigen Flair ihrer historischen Altstadt, gaben der Fahrt ihr besonderes Gepräge. Die Wasserschlösser der Umgebung, vor allem aber das Wandern auf den Spuren der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff und ihres großartigen literarischen Werkes waren ein reiches kulturgeschichtliches Erlebnis.

Das Veranstaltungsprogramm für das 1. Halbjahr 2010 mit zahlreichen Schwerpunkten unserer Kultur- und Bildungsarbeit ging Ihnen vor Weihnachten zu. Sie finden es aktualisiert als Beilage zu diesem Heft.

Ein Schwerpunkt der internen Vereinsarbeit ist weiterhin die Erschließung unserer Archivbestände zur Nutzung über das Internet. Wir haben viel erreicht, aber es bleibt noch eine Menge zu tun. Es ist für uns immer wieder überraschend, wie viele Anfragen über dieses Medium teilweise aus weit entfernten Ländern unseres Globus kommen. Die notwendige Modernisierung unserer Computer-Technik konnten wir weitgehend abschließen. Ermöglicht wurde dies durch Spenden unserer Mitglieder und Freunde, für die wir uns herzlich bedanken.

Wir weisen hin auf unsere Mitgliederversammlung am 30. März in der Schwartzschen Villa. Die Einladung mit Tagesordnung liegt für die Vereinsmitglieder bei. Ein wichtiger Punkt ist die Neuwahl des Vorstands für die nächsten drei Jahre. Nach sechs Jahren interessanter Arbeit als Vorsitzender stehe ich für eine Kandidatur nicht mehr zur Verfügung.

Ein großer Dank gilt unseren Ehrenamtlichen für ihren engagierten und tatkräftigen Einsatz in der Vereinsarbeit. Nicht weniger gilt Ihnen, unseren Mitgliedern und Freunden, der Dank für die nachhaltige Unterstützung. Bleiben Sie uns auch weiterhin treu.

Wolfgang Schönebeck

## Inhaltsverzeichnis:

Editorial .....	3
Die Ausstellung „Das Museum zeigt seine Schätze“ .....	5
Steglitz - damals und heute, 3. Folge: Oehlertring 19 .....	9
Dr. Wilhelm Antonowitz - ein nationalsozialistischer Pfarrer ... ..	13
Die Schutztür der Christkönigswestern in Lankwitz .....	20
Eduard Veit und seine Spuren in der Steglitzer Geschichte .....	22
Spuren von Freimaurern im Geschäftszentrum von Steglitz .....	25
Steglitz als Forschungsgebiet der Umweltgeschichte .....	32
Der Mauerfall und die Wende .....	39
„Schule der neuen Prächtigkeit“ .....	44
Das Steglitz-Museum und seine Sammlung .....	48
Das Tagebuch- und Erinnerungsarchiv Berlin .....	50
Buchrezension: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ v. Hildegard Frisius ..	51
Buchrezension: „Südende“ von W. Holtz, C. Simon und U. Wiesmann .....	53

## Impressum

Herausgeber:	Heimatverein Steglitz e.V.
Redaktion:	Christine Corty, Thomas Protz, Wolfgang Schönebeck (V.i.S.d.P.), Dr. Christian Simon
Geschäftsstelle:	Drakestraße 64 A, 12205 Berlin Tel.: 833 21 09, Fax: 843 06 309 E-Mail: info@heimatverein-steglitz.de Internet: www.heimatverein-steglitz.de
Archiv/Museum:	Öffnungszeiten Montag 16 bis 19 Uhr, Mittwoch 15 bis 18 Uhr Sonntag 14 bis 17 Uhr (nur Museum) oder nach Vereinbarung
Vorsitzender:	Wolfgang Schönebeck
Schatzmeisterin:	Monika Ziwicki
Geschäftsführerin:	Barbara Paul-Glantz
erweiterter Vorstand:	Johanna Rödiger
Vereinskonto:	Berliner Bank (BLZ: 100 200 00), Kontonr.: 24 80 370 705
Druck:	Simon-Druck, Auflage 1.000 Stück

## Die aktuelle Ausstellung im Steglitz-Museum:

# Das Museum zeigt seine Schätze - Es gibt viel zu entdecken.

Ein Museum und ein Eisberg haben etwas gemeinsam: Bei beiden sieht der Betrachter nur einen Bruchteil des Ganzen, der größte Teil bleibt im Normalfall verborgen. Mit der aktuellen Ausstellung - sie läuft seit Ende November und wird verlängert bis 2. Mai 2010 zu sehen sein - wird dies zumindest teilweise geändert. Denn eines der Ziele ist es, den Besuchern Sammlungsstücke zugänglich zu machen, die aus den verschiedensten Gründen selten oder gar nicht gezeigt werden. Diese „Schätze“ aus verschiedenen Sammlungsgebieten wurden über viele Jahre zusammengetragen und stammen besonders aus Schenkungen und Nachlässen der Mitglieder und Freunde. Einen besonderen materiellen Wert haben sie in der Regel nicht, Kostbarkeiten sind sie jedoch aufgrund ihres Bezugs zur hiesigen Geschichte und zu Menschen, die darin eine Rolle gespielt haben.

### Objekte aus der Sammlung zur Stadtgeschichte

Die Dokumentation der Stadtentwicklung ist dem Museum ein wichtiges Anliegen. Es besitzt zahlreiche Modelle bedeutsamer Bauwerke und historisches Kartenmaterial. Oft verbindet sich mit ihnen eine besondere Geschichte: das Tagebuch des Modellbauers, oder der Weg, auf dem das Sammlungsstück ins Steglitz-Museum gekommen ist. Das Gutshaus Lichterfelde am Hindenburgdamm, besser bekannt als „Carstenn-Schlösschen“, hat eine lange, wechselhafte Geschichte. Der Erbauer des Modells war ein junger Schüler, der in der dortigen Jugend-Freizeiteinrichtung seinen Hobbies nachging. In einem Tagebuch hat er Ursprung und Werdegang seines Werkes mit zahlreichen Fotos detailgetreu dokumentiert und sich dabei auch mit der Geschichte des Hauses auseinander gesetzt.

Eine Schulwandkarte, sie wurde vermutlich 1928 von dem bekannten Lehrer und Heimatforscher Prof. Karl Pappenheim erstellt, zeigt das Dorf Lichterfelde im Jahre 1866. Es war die Zeit, als Johann Anton Wilhelm Carstenn beschlossen hatte, hier vor den Toren Berlins eine Villenkolonie entstehen zu lassen. Er hatte begonnen, die entsprechenden Landflächen von den Gütern Lichterfelde und Giesensdorf zu erwerben. Die Entwicklung Lichterfeldes stand gewissermaßen in den Startlöchern.

### Sammlungen bildender Künstler

Parallel zur städtebaulichen und gesellschaftlichen Entwicklung der einzelnen Ortsteile entstand ein intensives Leben von Kunst und Kultur. Zahlreiche Maler lebten und arbeiteten hier, und je nach ihrer künstlerischen Ausrichtung befassten sie sich immer wieder mit Motiven aus dem Umfeld, in dem sie lebten.

Für **Fritz Bersch** (1873 - 1945) waren Malen und Zeichnen sein Leben. Er begann seinen Berufsweg als Lithograf. Danach studierte er an der Berliner Kunstakademie und war Lehrer an der Kunsthochschule Kassel. Von 1910 - 1941 lebte und arbeitete er in Lichterfelde als freischaffender Künstler. Für die Ausmalung von Sälen, für Werbe- grafik und Plakatentwürfe aber auch für Porträts war er sehr gefragt. Von ihm stam- men viele Landschaftsbilder aus der Lichterfelder Umgebung und Bilder von Berliner Persönlichkeiten. Zahlreiche Ausstellungen, insbesondere in Steglitz, verschafften ihm große Anerkennung. Viele seiner Werke gingen im Krieg verloren, das Steglitz- Museum ist in der glücklichen Lage, zahlreiche Originale des Künstlers zu besitzen.

**Carl Loewe** (1874 - 1961) hatte Architektur an der TH Charlottenburg studiert und machte eine bemerkenswerte berufliche Karriere in der öffentlichen Bauverwaltung. Sie begann in Koblenz, mit bedeutenden Projekten u.a. in Straßburg, führte ihn nach dem Krieg nach Breslau und nach Liegnitz in Schlesien, seine Heimat. Neben seiner verdienstvollen Arbeit im öffentlichen Bauwesen wirkte er als ein hochgeschätzter Förderer des Kunst- und Kulturlebens. Durch das „Berufsbeamtengesetz“ der Natio- nalsozialisten wurde er 1935 aus dem Dienst entlassen und zog sich mit seiner Fa- milie nach Steglitz zurück. Seiner großen Begabung zum Zeichnen und Malen war er schon sehr früh nachgegangen. Mehrfach wurde sein künstlerisches Werk nach dem Krieg in Ausstellungen gewürdigt, darunter im Kunstamt Steglitz, im Berlin-Museum, in Wuppertal und Königswinter. Das Stadtmuseum Berlin verfügt über eine bedeu- tende Sammlung seiner Bilder. Zahlreiche Aquarelle aus der Berliner Zeit, insbeson- dere mit Motiven aus Steglitz, befinden sich im Besitz des Steglitz-Museums.

**Franz Müller-Münster** (1867 - 1936) lebte in der Steglitzer Albrechtstraße. Sein Atelier hatte er in der Humboldtstraße, dem heutigen Selerweg. Zahlreiche Wandgemälde in öffentlichen Gebäuden und Kirchen in Steglitz stammen von ihm. Bekannt wurde er auch durch seine Buchillustrationen. Während die Werke im öffentlichen Raum nahezu vollständig durch den Krieg verloren gingen, besitzt das Steglitz-Museum u.a. mehrere Skizzenbücher, ein Selbstbildnis des Künstlers sowie - als besondere Rarität für die Stadthistoriker - eine um 1890 entstandene Bleistiftzeichnung der Kolonie Steglitz. Für den Betrachter hat der Künstler am unteren Bildrand in zarter Schrift Anmerkungen zur Orientierung vorgenommen. Im Jahr 2005 war Müller- Münster im Steglitz-Museum eine Ausstellung gewidmet, in der die ganze Breite sei- nes Schaffens gewürdigt wurde.

**Barbara von Kalkreuth** (1905-1997) war eine begabte Bildhauerin. Zu ihren Werken zählen Porträts namhafter Persönlichkeiten, darunter Papst Pius XII., Gustav Stre- semann, Felix Graf Luckner, Max Schmeling und Luis Trenker. Von ihr stammt auch eine überlebensgroße Büste von Rupert Mayer, Jesuitenpater und Widerstands- kämpfer gegen das NS-Regime. Wie nur bei wenigen Künstlern des 20. Jh.s gelang ihr eine Symbiose von Porträtähnlichkeit und künstlerischer Gestaltung. Das Steglitz- Museum besitzt eine Büste des Fluggpioniers Freiherr von Hünefeld, über deren Her-



Das Carstenn-Schlösschen als Modell

Sammlung Steglitz-Museum

kunft lange gerätselt wurde. Jetzt konnte sie aufgrund entsprechender Dokumente Barbara von Kalkreuth zugeordnet werden. Ein Archivfoto zeigt die Künstlerin mit ihrem Modell bei der Arbeit an diesem Werk.

### **Zeugnisse der Wohnarchitektur**

Die Gegebenheiten der Entwicklung der Vororte in Berlins Südwesten finden ihren Ausdruck in einer Wohnarchitektur besonderer Qualität: namhafte Architekten bau- ten Villen und Landhäuser. Besonders in Lichterfelde erwiesen sich die von J.A.W. Carstenn festgelegten Bauvorschriften als segensreich. Aus der Sammlung des Mu- seums werden ausgewählte Beispiele von Gründerzeit- und Jugendstilarchitektur gezeigt. Auch der Architekt und Baumeister Gustav Lilienthal, Bruder des bekannten Fluggpioniers, ist mit dem unverkennbaren Profil seiner Entwürfe vertreten. Zahlreiche Villen in Lichterfelde erinnern an den besonderen Baustil dieses Architekten.

### **Kostbarkeiten aus Steglitzer Bürgerhäusern**

Aus den Beständen des Museums werden besondere Möbelstücke sowie kostbares Porzellan gezeigt. Darunter befinden sich der Vierländer Intarsien-Stuhl des Steglit- zer Eisenbahnkönigs Herrmann Bachstein sowie eine Serie von Porzellanstücken aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur KPM. Letztere wurden - als persönliche Arbeit - von einem Porzellanmaler als Geschenk für seine Familie hergestellt.



Portrait von Helene Sembritzki



Portrait von Martin Sembritzki

Es gehörte zum Habitus und war Ausdruck eines bestimmten Kunstinteresses wohlhabender Bürger bis in das 20. Jahrhundert hinein, sich von etablierten Kunstmalern porträtieren zu lassen. Das Steglitz-Museum besitzt solche Bilder von drei Ehepaaren mit den typischen Ausprägungen, alles Schenkungen hiesiger Bürger. Bei zwei Paaren sind die Maler und die dargestellten Personen nicht bekannt. Durch einen Glücksfall wurden dem Museum in jüngster Zeit die Porträts des ersten Steglitzer Bezirksbürgermeisters Martin Sembritzki und seiner Ehefrau Helene geschenkt. Diese war eine vielseitige Künstlerin und hat auch diese Porträts gemalt.

#### **Über diese Ausstellung**

Mit den gezeigten Gegenständen und Bildern wird dem Besucher ein Stück Stadtgeschichte nachgezeichnet, zwar zeitfern, aber dennoch nachvollziehbar, und Spuren und Zeichen dieser Zeit werden so gesichert. Fast alle Objekte dieser Ausstellung stammen aus Schenkungen oder Nachlässen. Auf die eine oder andere Weise ist mit vielen von ihnen eine besondere Geschichte verbunden.

Das Museum bedankt sich bei allen, die so zur Bereicherung seiner Sammlungen beigetragen haben. Ein besonderer Dank geht an die Sparda-Bank in Steglitz, die dies Ausstellungsprojekt durch eine großzügige Spende unterstützt hat.

Wolfgang Schönebeck

## **Steglitz - damals und heute**

### **3. Folge: Oehlertring 19**

Von der Regel, nach der wir in dieser Reihe zu zwei Fotos im Vergleich immer nur eine Seite erläuternden Text gegenüberstellen, weichen wir ausnahmsweise einmal ab. Anlässlich der Neuerscheinung eines Buches über die Geschichte von Südende (s. S. 53) stellen wir den Oehlertring 19 vor. Hinter dieser unscheinbar klingenden Adresse steht aber eine spannende Geschichte voller überraschender Details. Hier spiegelt sich deutsche Geschichte wider: Gründerzeit, Inflation, Notwohnungen, Judenverfolgung, Kriegszerstörungen und Rückübertragungstreit. Und die Namen bekannter Persönlichkeiten tauchen auf.

Für die „Steglitzer Heimat“ wurden die entsprechenden Abschnitte aus dem Buch zu einem Text verbunden.

Im Jahre 1883 eröffnete der Gärtner Carl Kotte (1853 - 1927) in Südende eine Gärtnerei. Sie befand sich auf dem Eckgrundstück Sembritzkistraße 23/25 und Oehlertring 19/21. Der Jochen-Klepper-Park, der seit 1989 diesen Namen trägt, ist ein Restgrundstück dieser Gärtnerei.

Kotte hatte anfangs Schwierigkeiten. 1896 schrieb er: „Die Schnittblumenzucht hat mich während der ersten Jahre eigentlich stets über Wasser gehalten. Die Preise dafür sind heute auch sehr gesunken, aber man kann die Ware wenigstens absetzen. Mein Absatzgebiet sind die feinsten Geschäfte des Westens. Östlich der Friedrichstraße kommt von mir fast keine Blume mehr hin, ... Nebenbei bemerke ich, dass ich früher Obst- und Weinbau ... betrieben habe.“ Das „Topfobst war stets unverkäuflich“, nur brachte die „Erdbeertreiberei leidliche Erträge. ... Der Absatz von Schnittblumen ist jetzt für uns, die wir davon leben müssen, nur noch auf die Frühjahrs- und Herbstmonate beschränkt ... In welcher unsinniger Weise Berlin mit ausländischen Blumen überschwemmt wird, lässt sich gar nicht beschreiben.“

Kotte hoffte wohl mit Bau eines Mietshauses auf eine bessere Rendite als mit Blumen. So ließ er von der Firma Carl & Emil Schneider von Februar bis April 1910 (Rohbau) auf seinem Eckgrundstück ein dreigeschossiges Mietshaus errichten. Ein Flügel erstreckte sich entlang der Oehlerstraße (etwa 20 m lang), der andere entlang der heutigen Sembritzkistraße (etwa 25 - 30 m lang). Das Haus war rd. 18 m hoch. An der Ecke bildete sich durch das Aufeinandertreffen beider Flügel ein kleiner Vorplatz. Der Zugang war von der damaligen Berliner Straße (später Doellestraße, heute Sembritzkistraße) aus. Eine kleine Treppe führte zum Hauseingang, der dann links war. Dort war das Treppenhaus, das beide Flügel erschloss. Im Flügel an der Berliner Straße gab es Wohnungen mit sieben Zimmern plus Kammer + Diele + Küche + Bad. Im Flügel an der Oehlerstraße waren es bei gleicher Ausstattung „nur“ fünf Zimmer.

1919/20 verkaufte Kotte das Haus für 230.000 Mark. Das war ein großer Fehler, denn drei Jahre später - während der Hyperinflation - hätte Kotte für diesen „Geldsegen“ nicht einmal mehr eine Schrippe kaufen können (4,5 Mrd. Mark). Käufer war der aus Posen stammende Hermann Kaskel, General-Agent der Deutschen Hypothekbank in Berlin. Mit der Bildung von Groß-Berlin lag das Haus nun in einer Großstadt, was den Wert natürlich steigerte. Er hatte später auf Antrag die Genehmigung bekommen, wegen der herrschenden Wohnungsnot im Dachgeschoss eine Vier-Zimmer-Wohnung und im Souterrain eine Zwei-Zimmer-Wohnung einzubauen. Architekt war Paul Schröder (Denkstraße 5). Diese Wohnungen blieben bis zur Zerstörung des Hauses erhalten, denn noch 1943 verzeichnet das Adressbuch acht Mietparteien (drei 7-Zimmer-Wohnungen, drei 5-Zimmer-Wohnungen, je eine im Dachgeschoss und im Souterrain).

Kaskel starb bereits am 3. März 1923. Er hinterließ seine Frau Hedwig, geb. Fraenkel, sowie die drei Söhne, den Rechtsanwalt Josef, den Kaufmann Fritz und den Arzt Ernst. Die Witwe erbte das Haus. Sie wohnte zunächst auch dort, 1932 aber bereits in der Lankwitzer Nicolaistraße 53, 1936 in Dahlem und 1938 in Wilmersdorf.

Von 1933 - 35 hatte der Schriftsteller Jochen Klepper hier eine Wohnung, bevor er sein eigenes Haus im Oehlertring 7 beziehen konnte. 1935/36 wohnte auch der Konteradmiral und Chef der Auslandsabwehr Wilhelm Canaris hier. Am 16. Mai 1935 schrieb dieser einen Brief an den befreundeten Marine-Oberstabsarzt Gustav Thermann. Darin heißt es u.a.: „Meiner Frau und den Kindern geht es gut. Wir haben eine sehr schöne Wohnung in Südende.“ Da Reinhard Heydrich und seine Frau in der gleichen Straße wohnten, lud er das Ehepaar von Zeit zu Zeit zu sich zum Essen ein, da Canaris gern kochte. Später zog er nach Schlachtensee um; über die Gründe wissen wir nichts. Vielleicht hatte er erfahren, dass seine Vermieterin Jüdin war. Konnte jemand in seiner Position da wohnen bleiben?

1938 begannen die Nationalsozialisten mit der Drangsalierung von Hedwig Kaskel. Sie bogen Gesetze zurecht oder erließen neue Regelungen, die den Anschein von Legalität wahren sollten. Tatsache war, dass die 1931 eingeführte Reichsfluchtsteuer (um Kapitalflucht ins Ausland zu verhindern) nun dazu genutzt wurde, um Juden, die sich ins Ausland retten wollten, ihr Vermögen abzunehmen. So wurde Hedwig Kaskel 1938 gezwungen, eine Hypothek aufzunehmen. In einer Erklärung vor dem Notar des Kammergerichts heißt es:

*„Ich bewillige und beantrage die Eintragung einer Sicherungshypothek von 25.600.- RM (fünfundzwanzigtausendsechshundert Reichsmark) zugunsten des Deutschen Reiches, vertreten durch das Finanzamt Wilmersdorf-Nord, ... zur Sicherung des etwaigen Anspruchs des Deutschen Reiches gegen mich auf Zahlung von Reichsfluchtsteuer auf dem im Grundbuch ... verzeichneten ..., Doellestraße 48 und 50, belegenen Grundstück.*

*Hedwig Kaskel  
Berlin, den 23. Mai 1938“*



Doch damit nicht genug. Nun ging man dazu über, Juden ihren Grundbesitz abzunehmen. Am 3. Dezember 1938 trat eine Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens in Kraft. Dort steht in Artikel II, § 6: „Einem Juden ... kann aufgegeben werden, sein ... Grundeigentum ... ganz oder teilweise binnen einer bestimmten Frist zu veräußern.“ In § 8 (s. u.) geht es um Genehmigungen, die die Wirksamkeit solcher Grundstücksgeschäfte betreffen.

Der Käufer musste an das Reich eine „Ausgleichszahlung“ leisten, die in der Regel 70% des sog. Arisierungsgewinns betrug. Da durch die Zurückdrängung der Juden aus dem Wirtschaftsleben der Wert des Grundstücks angeblich sinken würde, sei ein geringer Kaufpreis gerechtfertigt. Da der Wert aber nach der „Arisierung“ wieder steigen würde, machte der Käufer einen Gewinn, der an das Reich zu zahlen war. Die Zahlungen an den Staat wurden damit gerechtfertigt, dass sich Einzelpersonen an dem Verkauf von jüdischem Besitz nicht bereichern sollten.

Im Herbst 1938 wurde auch Hedwig Kaskel genötigt, ihr Haus zu verkaufen. Der Käufer war Werner March, Architekt des Berliner Olympiastadions. So heißt es in einem Brief, den das Büro des Bezirksbürgermeisters von Steglitz (Meyer) am 11.2.1939 an „Professor Werner March“, Marchstraße 9 richtete: *„Betr. Grundstück Berlin-Südende, Doellestr. 48/50 ... Auf Grund des § 8 der Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens vom 3. Dezember 1938 - R.G.Bl. I S. 1709 - wird der zwischen Frau Hedwig Kaskel, geb. Fraenkel und dem Professor Werner March von dem Notar Dr. Fritz Werner am 19. November 1938 (Not.Reg. Nr. 445/1938) beurkundete Kaufvertrag genehmigt.“*



Hingewiesen sei auf den Umstand, dass der Kaufvertrag zugunsten von March bereits am 19.11.1938 genehmigt wurde, das Gesetz aber erst am 3.12.1938 in Kraft trat. March profitierte hier von einem geplanten Gesetz, das noch gar nicht in Kraft war. Hatte er von dem früheren Bewohner Canaris den Tipp bekommen, dass da ein Haus zum Verkauf stünde und unter Hinweis auf das geplante Gesetz günstig zu haben sei? Jedenfalls war March ab 1940 Stabsoffizier in der Abwehrabteilung von Canaris.

Werner March zahlte lt. Kaufvertrag nur noch 90.000 RM, davon wurde aber noch die Hypothek (s. o.) abgezogen. So blieben letztlich 64.400 RM. (Auch wenn man die Währungen nicht vergleichen kann: Ihr Mann hatte 20 Jahre zuvor fast das Vierfache bezahlt). Was aus Hedwig Kaskel wurde, konnte nicht ermittelt werden. In den Adressbüchern 1938/39 wird sie nicht mehr genannt. In einem Schriftstück aus den Grundbuchakten ist am 14.3.1939 bereits von Hedwig Sara Kaskel die Rede.

March hatte nicht lange Freude an dem Haus. Es wurde am 23./24. August 1943 durch einen Volltreffer mit Sprengbomben vollständig zerstört, wobei 18 Menschen ums Leben kamen, die von den Trümmern verschüttet wurden. Auf Luftbildern sind ringsum ausgebrannte Ruinen zu sehen, aber anstelle dieses Hauses ist nur noch ein Schuttberg zu erkennen. Die überlebenden Söhne Kaskels stellten gem. BK/O vom 26.7.1949 einen Antrag auf Rückerstattung des Grundstücks. Auf Anweisung des US High Commissioners for Germany Berlin Element Property Control Branch wurde das Grundstück 1951 einem Treuhänder der alliierten Militärregierung für zwangsübertragene Vermögen übergeben. Doch March blieb weiter Eigentümer. Er verkaufte sein geräumtes Trümmergrundstück 1968 für 122.580 DM an die Architekten Hans Faßbender (geb. 5.7.1925) und Gerhard Mohs (geb. 1.2.1928). Die bekamen für das heutige Gebäude ein Baudarlehn von 214.800 DM. An der Straßenecke wurde 1969 ein 39 qm großes Stück für 3.200 DM an das Land Berlin verkauft.

Das Haus war 1970 fertig, Faßbender wohnte auch dort. Ab 1983 wurde er Alleineigentümer und wandelte die Wohnungen 1991 in Eigentumswohnungen um. Zu der Zeit hatten Haus und Grundstück einen Verkehrswert von 1,2 Mio. DM.

Christian Simon



## Dr. Wilhelm Antonowitz - ein nationalsozialistischer Pfarrer an der Paulus-Gemeinde in Lichterfelde

# Wir bekennen!

Er war kein Einzelfall. Aber es verschlägt einem noch heute den Atem, wenn man eine Äußerung wie diese liest: „Im Gegensatz zu dem Kommunismus bekennt sich der Nationalsozialismus zu allem Heiligen, Guten, Edlen und Vollkommenen. ... Es wäre Unnatur und hieße Christus und sein Wesen verleugnen, wollte man sich dieser Bewegung verschließen oder sie gar hemmen und hindern.“ Verfasser dieser monströsen Behauptung war Dr. Wilhelm Antonowitz, seit mehr als einem Jahrzehnt evangelischer Pfarrer an der Paulus-Kirche in Lichterfelde, engagiertes Mitglied der streng nationalsozialistisch ausgerichteten Gruppierung der Deutschen Christen und ab Januar 1934 zudem Angehöriger der Reserve II der SA.

In der Anfangsphase des Nationalsozialismus hat es unter den damaligen zehn Pfarrern der Lichterfelder Gesamtgemeinde lediglich zwei Deutsche Christen gegeben. Nach dem Weggang des einen im Oktober 1934 blieb Pfarrer Antonowitz allein zurück, da sich seine verbliebenen Amtsbrüder sämtlich der Bekennenden Kirche verbunden fühlten. Aus dieser isolierten Stellung heraus hat er sich offenkundig genötigt gefühlt, seine abweichende Haltung in kirchlichen und politischen Fragen gegenüber den Gemeindemitgliedern und einer breiteren Öffentlichkeit umfassend darzulegen. Ergebnis dieser Bemühungen war seine im Selbstverlag erschienenen Schrift „Wir bekennen! Ein Wort über brennende Gegenwartsfragen der Evangelischen Reichskirche“, die heute so gut wie unauffindbar ist und der die eingangs wiedergegebenen Sätze entnommen sind. Das Erscheinungsjahr der Broschüre ist im Impressum nicht angegeben. Aber die Erwähnung des tödlich verlaufenen Attentats auf den französischen Politiker Jean Louis Barthou und den jugoslawischen König Alexander I in Marseille bietet einen sicheren Anhaltspunkt dafür, dass die Drucklegung frühestens gegen Ende Oktober 1934 erfolgt sein kann.

Die Gruppe der Deutschen Christen war bereits 1932 anlässlich der Wahlen zur preußischen Generalsynode als Zusammenschluss der Nationalsozialisten in der Kirche entstanden. Ihr Programm konzentrierte sich im Wesentlichen auf zwei Anliegen: auf eine umfassende Neubestimmung der theologischen Ausrichtung der evangelischen Kirche und auf eine verbindliche Festlegung ihrer allgemein-politischen Grundsätze sowie der daraus abzuleitenden kirchenpolitischen Ziele. Während in theologischer Hinsicht die Meinungsunterschiede zum Teil beträchtlich waren, herrschte in politischen Fragen weitgehend Einigkeit: Eine vorbehaltlose Anerkennung des Nationalsozialismus und eine damit verbundene pseudo-religiöse Verklärung der Person Adolf Hitlers ging bei ihren Anhängern typischerweise einher mit der Betonung von Volk, Blut und Boden, der Verabsolutierung des Führerprinzips und -

als logische Konsequenz hieraus - der Propagierung einer strikt hierarchisch gegliederten evangelischen Reichskirche.

In seiner Schrift „Wir bekennen!“ hat Antonowitz zu jedem dieser Punkte Stellung bezogen. Als Theologe zeigt er sich dabei zunächst sichtbar gemäßigt und sucht für die traditionelle evangelische Lehre zu retten, was sich in Ansehung der nationalsozialistischen Weltanschauung und ihrer antisemitischen Ausrichtung noch retten ließ. Auf dem Feld der Politik zeigt er sich hingegen als ein ungezügelter Schwärmer.

Wir deutschen evangelischen Christen, so behauptet er, sehen in Adolf Hitler den uns von Gott geschenkten Retter unseres Volkes; wir nehmen ihn dankbar aus Gottes Hand. Dieser Dank verbindet sich bei ihm mit uneingeschränkter Bewunderung und grenzenloser Verehrung: „Allein der Sieg des Glaubens an seine Idee erfüllte das Herz dieses Mannes, und diese Siegeskraft wußte er anderen Menschen mitzuteilen, bis daß ein ganzes Volk von ihr durchdrungen ... wurde. Diese gigantische Entwicklung, herausgeboren aus der Seele eines Mannes, ist das größte Wunder deutscher Weltgeschichte und findet ihre Parallele nur in der Reformation ...“

In seinem Bekenntnis zu Volk, Blut und Boden lehnt Antonowitz zwar ausdrücklich jenen Antisemitismus ab, „der aus dem Haß geboren ist“. Aber die Rassenreinheit des deutschen Volkes liegt ihm durchaus am Herzen. Sie habe, wie er schreibt, eine heiligere Wurzel, sie entspringe aus der Liebe zu unserem Volk und zu seiner schöpfungsgemäßen Bestimmtheit. Zu „unserem“ Volk zählt für ihn nur, wer - wie er selbst - ein Mensch „deutschen Blutes“ ist. Es sei nicht wahr, dass eine Seele wie ein unbeschriebenes Blatt in der Stunde der Geburt in Erscheinung tritt. Blut- und geistesbedingte Anlagen hätten bereits, wenn auch unsichtbar, ihre Linien gezeichnet: „Damit ist auch mein innerstes Sein völkisch bedingt. Ich denke, fühle und empfinde in den Grenzen deutscher Art und Wesenheit.“ Dass sein Familienname auf slawische Wurzeln verweist, scheint ihn dabei nicht zu stören. Über den deutschen Boden wird im Anschluß hieran gesagt, dass er „ein uns von Gott anvertrautes Erbgut“ sei. Jeder Nationalsozialist sehe sich daher in seiner Beziehung zu Volk, Blut und Boden in gottgewollte Ordnungen gestellt. Diese zu verletzen, sei ihm Sünde.

Vorbehaltlos bejaht wird das Führerprinzip. Dieses, so glaubt Antonowitz, sei durchaus nicht unbiblisch, da die ganze Schöpfungs- und Erlösungsordnung darauf aufbaue. Gott verbinde Liebe mit Befehlsgewalt, der Sohn Liebe mit Gehorsam. Auch zwischen dem Sohn und dessen Jüngern habe das Führerprinzip gegolten: auf Jesu Seite Liebe mit Befehlsgewalt, auf der Jünger Seite Liebe mit Gehorsam. Nirgendwo in der Heiligen Schrift sei außerdem überliefert, dass etwa die Apostel durch Mehrheitsbeschluss einer Gemeinde erwählt worden sind.

Antonowitz ist sich sicher, dass mit dem Führerprinzip die nationalsozialistische Welt steht und fällt. Und da das deutsche Volk nun einmal nationalsozialistisch sei, müsse

man, wie er meint, auch die evangelische Kirche in die Welt des Nationalsozialismus hineinbauen. Zu diesem Zweck habe man nunmehr 28 Landeskirchen zu einer großen einheitlichen Reichskirche unter der zentralen Leitung eines Reichsbischofs organisatorisch zusammengefasst. Autorität statt Demokratie von unten - Antonowitz zeigt sich mit dieser Neuordnung sichtbar zufrieden, denn ein „echter Nationalsozialist ... würde sich in einem kirchlichen Organismus mit Parteibetrieb und Mehrheitsbeschlüssen gar nicht mehr heimisch fühlen.“

### **Von Ostpreußen in die SA**

So wie Pfarrer Antonowitz dachte, empfanden und dachten seinerzeit viele. Trotzdem drängt sich die Frage auf, was einen überzeugten Christen und herausgehobenen Vertreter der Kirche dazu gebracht haben mag, sich derart haarsträubende Vorstellungen zu eigen zu machen und sie in religiös verbrämter Form in einer von politischer Verblendung strotzenden Bekenntnisschrift zu verbreiten. Ein Blick auf die Biographie ihres Verfassers könnte möglicherweise helfen, eine Antwort auf diese Frage zu finden.

Wilhelm Antonowitz stammte aus Ostpreußen. Geboren wurde er am 18. August 1880 in Tilsit-Preussen, Kreis Tilsit, als Sohn des Arbeiters Georg Antonowitz und seiner Ehefrau Maria, geb. Balszuweit. Seine Erziehung war evangelisch bestimmt. Antonowitz absolvierte zunächst nur die Volksschule, um anschließend eine 4-jährige Handwerkslehre als Maschinenbauer zu durchlaufen. Im September 1908 heiratete er die 1866 in Tilsit geborene Martha Bredies, die damals knapp 42 Jahre alt und damit 14 Jahre älter als er war.

Zwischen seinem 28. und 32. Lebensjahr bereitete sich Antonowitz in Berlin auf die Reifeprüfung vor, die er im September 1912 am Kneiphöfischen Gymnasium zu Königsberg in Preußen bestand. Zuvor hatte er sich, wie er selbst schreibt, einem inneren Drange folgend mehrere Jahre nebenberuflich in der Inneren Mission engagiert und sich dabei insbesondere in der Jugendpflege betätigt. Die damit verbundene Belastung wurde nach und nach so groß, dass ihn das Evangelische Konsistorium hauptamtlich in seinen Dienst berief. Hier reifte auch sein Entschluss, Theologie zu studieren. Unmittelbar nach dem Abitur schrieb er sich an der Berliner Universität ein und begann, Vorlesungen in den Fächern Theologie und Philosophie zu besuchen.



Wilhelm Antonowitz 1880 - 1957





Die Bekenntnisschrift von 1934

Sein Studium wurde jedoch schon bald durch den Weltkrieg unterbrochen, denn bereits am 7. August 1914 wurde er zum Fussartillerie-Regiment Nr. 11 nach Thorn beordert, mit dem er den Krieg an der Westfront bis zum Waffenstillstand im November 1918 zuerst als Unteroffizier und dann als Leutnant der Reserve mitmachte. Im Mai 1917 wurde ihm das Eiserne Kreuz 2. Klasse verliehen; zudem erhielt er das Verwundeten-Abzeichen und später auch die Kriegs-Verdienst-Medaille mit Schwertern.

Im Januar 1920 bestand Antonowicz das erste und im März 1921 das zweite theologische Examen. Seine Promotion zum Dr. phil. erfolgte im Mai 1921 an der Universität Würzburg mit einer Dissertation über das Thema „Dörpfelds Stellung zu Religion und Religionsunterricht.“ Nach erfolgter Ordination in der Nicolai-Kirche zu Berlin wurde er 1922 auf eine feste Pfarrstelle an der Paulus-Kirche in Berlin-Lichterfelde berufen, wo er schon vorher ein Jahr als Hilfsprediger tätig gewesen war.

1926 veröffentlichte Antonowicz eine kurze „Einführung in den Philipperbrief“, die auf einem Referat basierte, das er zuvor auf einer Konferenz des Christlichen Bundes für Gasthausangestellte im Harz gehalten hatte. Um diese Zeit wohnte er auch einer politischen Veranstaltung im Berliner Sportpalast bei, auf welcher als Hauptredner der Kommunistenführer Ernst Thälmann auftrat. 1932 besuchte er die ehemaligen Schlachtfelder in Flandern und Nordfrankreich. Die Fahrt führte ihn mit dem Auto von Ostende über Ypern nach Arras. Am 27. Januar 1934 trat er schließlich, wie erwähnt, in die SA Reserve II ein, die nach der von Röhm 1933 vorgenommenen Dreiegliedern seiner Organisation für diejenigen ihrer Mitglieder vorgesehen war, die das 45. Lebensjahr bereits überschritten hatten.

In der Biographie von Antonowicz gibt es sicher einige Besonderheiten - die ostpreussischen Wurzeln, der zweite Bildungsweg, die erheblich ältere Ehefrau und der mehrjährige Einsatz im 1. Weltkrieg. Aber seine Hinwendung zum Nationalsozialismus lässt sich damit noch nicht erklären. Allerdings hat der Historiker Manfred Gailus festgestellt, dass vor allem die aus Gebieten Ost- und Westpreußens stammenden Berliner Pfarrer offenbar eine höhere Neigung hatten, sich den Deutschen Christen als der Bekennenden Kirche anzuschließen. Auch in seinen frühen Schriften tritt Antonowicz' spätere Gesinnung nicht erkennbar zutage. Jedoch findet sich in seiner

Einführung in den Philipperbrief bereits ein Abschnitt über „Gehorsam und Liebe“, der in ein Plädoyer für Autorität und Ordnung mündet und seine spätere theologische Rechtfertigung des Führerprinzips zum Teil wörtlich vorwegnimmt. Zudem lässt seine Dissertation eine gewisse Sympathie für die konservative Haltung von Wilhelm Dörpfeld erkennen, der, wie man der Arbeit entnehmen kann, schon früh von einem „zerrüttenden Parteiwesen“ gesprochen hatte und die Basis seiner Weltanschauung „am heftigsten durch die Irrlehren des Sozialismus und Kommunismus bedroht“ sah.

Das Schlüsselerlebnis von Antonowicz scheint offensichtlich die Sportpalast-Kundgebung mit Thälmann gewesen zu sein. „Die ganze Atmosphäre in dieser Veranstaltung“, so erinnert er sich, „war mit Haß, Lüge, Gottlosigkeit, Unreinigkeit erfüllt. Unvergeßlich ist mir der Gesang der Internationale, die von Tausenden mit geschlossenen Augen und geballter Faust gesungen wurde. Hier wurden alle gottfeindlichen Triebe der Bewegung zu einem Zusammenklang entarteter und betörter Menschen zusammengefaßt.“ Der Nationalsozialismus als Bollwerk gegen die zielstrebige Gottlosigkeitsbewegung des Kommunismus und Adolf Hitler als der Retter aus allergrößter Not - nicht nur Antonowicz war zur damaligen Zeit diesem fatalen Irrtum erlegen.

### Im Dritten Reich und danach

Die politische Einstellung von Antonowicz war keine reine Privatsache. Als hauptamtlicher Pfarrer übte er eine Vorbildfunktion für viele seiner Mitmenschen aus, und als Mitglied des Lichterfelder Gemeindegemeinderats konnte er auf kircheninterne Verwaltungsangelegenheiten in mehrfacher Hinsicht Einfluss nehmen. Nicht immer hat er hierbei jedoch seine Gesinnungsfreunde bedingungslos unterstützt. Als die deutsch-christliche Kirchenälteste Fr. Knust den Antrag stellte, jüdisch-alttestamentarische Begriffe wie Halleluja, Hosanna oder Amen aus der Liturgie zu entfernen, sprach er sich, wie man in einem Sitzungsprotokoll vom Januar 1933 nachlesen kann, entschieden dagegen aus. Das Alte Testament, so argumentierte er bei dieser Gelegenheit, sei durchaus unjüdisch und sogar judenfeindlich, und er sehe keinen Anlass, die völlig zur Gewohnheit gewordenen Bezeichnungen Halleluja usw. zu ändern. Meist zeigte er sich allerdings von einer anderen Seite. Als Anfang 1934 das Berlin-Brandenburgische Konsistorium rechtswidrig den deutsch-christlichen Lichterfelder Pfarrer Koch zum Vorsitzenden des dortigen Gemeindegemeinderats berief, war er der einzige Pfarrer, der neben Koch weiterhin an den Sitzungen des nunmehr beschlussunfähigen Gremiums teilnahm. Nachdem dann Koch im Oktober 1934 nach Königsberg versetzt worden war, übernahm Antonowicz sogar kurzfristig selbst den Vorsitz, und als sich die der Bekennenden Kirche angehörende Jugendpflegerin Anna Schönwandt nicht bereit zeigte, am Totensonntag „deutsch-christliche Trostschriften“ durch die Jugendvereine auf den Friedhöfen verteilen zu lassen, wurde ihr Dienstverhältnis auf seine Veranlassung hin zum 31. März 1935 gekündigt. Erst aufgrund einer Intervention der nationalsozialistischen Arbeitsfront wurde dieser Schritt wieder zurückgenommen. Außerhalb seiner Gemeinde ist Antonowicz vor allem als Vortragsredner in Erscheinung getreten. Wie Manfred Gailus betont, muss man ihn damit „dem eigentlichen

geistlichen Kader, der die deutschchristliche Alltagsarbeit in Berlin trug“, zurechnen. Innerhalb der Gemeinde hat Antonowitz deutsch-christliches Ideengut besonders durch seine Bekenntnisschrift und durch seine vielfältige Jugendarbeit zu verbreiten gesucht. Noch im Februar 1941 beschließt er einen für die Reichsschrifttumskammer bestimmten Lebenslauf mit der Feststellung: „Meine innere sowie äussere Entwicklung hat mich von vornherein auf die nationalsozialistische Grundlage des Erkennens und Erlebens geführt. Ich sehe meine Tätigkeit in der Gemeinde und hauptsächlich in der Jugendarbeit in der Synthese zwischen einem Christentum der Tat und der nationalsozialistischen Weltanschauung gegeben.“

In noch unsortierten Aktenbeständen des Berlin-Brandenburgischen Konsistoriums findet sich, auf einem unbedruckten weißen Blatt mit Schreibmaschine geschrieben, eine vermutlich auf das Jahr 1946 zu datierende „Liste der Pfarrer, die von der Kirchenleitung auf Grund der Verordnung zur Reinigung des Pfarrerstandes aus ihren Ämtern gesetzt worden sind“. Sie enthält 48 Namen, darunter den von Pfarrer Werner Rogge, der zuvor an der Matthäus-Kirche in Steglitz tätig gewesen war. Pfarrer Antonowitz wird in dieser Liste nicht aufgeführt. Ende 1946 hat es überdies eine Fragebogenaktion gegeben, bei der einzelne Pfarrer Auskunft über eine eventuelle Zugehörigkeit zur Glaubensbewegung „Deutsche Christen“, zur Partei, zur SS, zur SA oder anderen Parteiorganisationen geben sollten. Gefragt wurde auch, ob sie öffentlich in kirchlichen oder weltlichen Kundgebungen für den Nationalsozialismus eingetreten seien, in der kirchlichen oder politischen Presse das Wort im Sinne des Nationalsozialismus genommen hätten, „Hebraïsmen“ aus der Liturgie und den biblischen Texten gestrichen hätten und anderes mehr. Anhand solcher Fragebögen wurde wiederum teilweise entschieden, ob sich die Betroffenen einem Bescheid- oder Lehrverfahren, das heißt einem mehr oder minder folgenschweren kirchlichen Entnazifizierungsakt, unterwerfen mussten. 889 dieser Verfahren hat es vor dem Berlin-Brandenburgischen Konsistorium für Kirchenbedienstete aller Art gegeben. In der handschriftlich überlieferten Namensliste der Betroffenen sind außer dem schon genannten Werner Rogge die Pfarrer Albrecht Kapler von der Matthäus-Gemeinde in Steglitz und Siegfried Wegeleben von der Johannes-Gemeinde in Lichterfelde aufgeführt. Den Namen von Pfarrer Antonowitz sucht man auch hier vergebens. Letztlich ausschlaggebend dafür ist wohl gewesen, dass er ungeachtet seiner Begeisterung

für den Nationalsozialismus davon Abstand genommen hatte, der NSDAP beizutreten. In der im Bundesarchiv Berlin aufbewahrten Mitgliederkartei ist er jedenfalls nicht verzeichnet, und in einem von ihm handschriftlich ausgefüllten Fragebogen für die Reichsschrifttumskammer hat er noch im Jahr 1941 die Frage nach seiner Zugehörigkeit zur Partei verneint.

Schließlich gibt es noch seine Personalakte. Aber selbst diese enthält nicht den geringsten Hinweis auf seine Verstrickung in das NS-Regime oder auf etwaige spätere disziplinarische Maßnahmen. Obwohl er keineswegs nur ein gedankenloser Mitläufer war, sondern das nationalsozialistische Unrechtssystem aus seiner exponierten Stellung heraus in Wort und Tat massiv unterstützt hat, ist Antonowitz nach 1945 völlig unbehelligt geblieben.

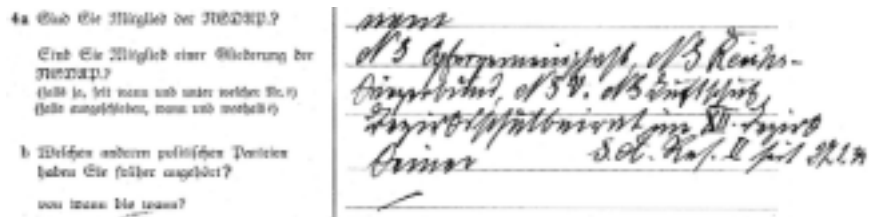
Zum 1. Oktober 1950 wurde Pfarrer Antonowitz nach der Vollendung seines 70. Lebensjahrs, wie damals üblich, in den Ruhestand versetzt. Aber auf seine weitere Mitarbeit mochte die Kirche auch jetzt nicht verzichten. Er erhielt einen bis Ende 1951 befristeten Beschäftigungsauftrag und hat in dieser Zeit neben seiner seelsorgerischen Tätigkeit weiterhin dem Gemeindegemeinderat angehört. Anlässlich der Aufhebung seines Beschäftigungsverhältnisses erreichte ihn schließlich ein auf den 6. Dezember 1951 datiertes Dankschreiben des Evangelischen Konsistoriums. „In diesem Augenblick“, heißt es dort, „sehen wir auf Ihre jahrzehntelange Arbeit im Dienst der Kirche unseres Herren zurück. Wir sind erfüllt von Dank gegen Gott, daß ER Sie so segensreich bis in Ihr hohes Alter hat wirken lassen. ER geleite Sie weiter auf Ihren Wegen.“

Wilhelm Antonowitz ist verwitwet und kinderlos am 7. Februar 1957 in seiner letzten Lichterfelder Wohnung verstorben. Eine Woche danach wurde er auf dem nahegelegenen Parkfriedhof beigesetzt. Die Erinnerung an ihn hat sich zwischenzeitlich verklärt. Paul-Gerhard Fränkle, der ihm nicht mehr persönlich begegnet ist, aber von 1985 bis zu seiner Pensionierung ebenfalls an der Paulus-Gemeinde als Pfarrer gewirkt hat, berichtet, dass er nur Gutes über Antonowitz gehört habe. Dessen ehemaligen Konfirmanden hätten sich gerne an ihn erinnert und bei der Erwähnung seines Namens stets leuchtende Augen bekommen. Auch alle diejenigen, die sonst noch mit ihm bekannt waren, hätten ausnahmslos lobende Worte für ihn gehabt.

#### Manfred Neldner

##### Quellen:

- Antonowitz, Wilhelm, Wir bekennen! Ein Wort über brennende Gegenwartsfragen der Evangelischen Reichskirche, Berlin-Lichterfelde o. J. (ca. Okt. 1934).
- Gailus, Manfred, Protestantismus und Nationalsozialismus. Studien zur nationalsozialistischen Durchdringung des protestantischen Sozialmilieus in Berlin, Köln usw. 2001.
- Bundesarchiv Berlin, Akten der Reichsschrifttumskammer.
- Evangelisches Landeskirchliches Archiv in Berlin, Akten des Berlin-Brandenburgischen Konsistoriums, Protokollbücher Gemeindegemeinderat Lichterfelde 1931 - 1950.



Ausschnitt aus dem 1941 von Antonowitz ausgefüllten Fragebogen

# Die Schutztür der Christkönigsschwestern in Lankwitz

## Eine geheimnisvolle Schrift von 1945 im Klosterkeller

Eine kleine Sensation ereignete sich vor kurzem im Kloster der Christkönigsschwestern an der Lankwitzer Dorfaue. Bei der Renovierung ihres Mutterhauses wurde im Keller die Tür und deren geheimnisvolle Aufschrift wieder entdeckt, die die Nonnen vor den Übergriffen sowjetischer Soldaten schützte. In die Kellerräume dahinter hatten sich die Schwestern mit den ihnen anvertrauten Kindern geflüchtet, als die Russen das Klostergelände besetzten. Auf die Tür hatten französische Gefangene, die im Krieg in dem Kloster untergebracht waren, in russischer Schrift geschrieben: „Katolitscheskaja Sekta. Prosba ne schumet i ne sachodit“. Das heißt „Katholische Sekte. Nicht lärmern und nicht eindringen“. Letztere Worte bedeuten auch, nicht ergreifen oder sich nicht bemächtigen. Der Wortgebrauch „Sekte“ ist politisch deutbar, er stand in der Sowjetunion für die Bezeichnung einer Abteilung in der Kirche. „Uns hat keiner was getan“, sagen die Schwestern.

Am 24. April 1945 besetzten die Sowjettruppen der 1. Belorussischen Front von Süden her Lankwitz. Von stärkerer Verteidigung und von Häuserkampf wird nicht berichtet. Die wenigen deutschen Flakstellungen für eine Panzerabwehr waren vorher verlassen worden, was die Anwohner aufatmen ließ. Die Russen fanden wegen des totalen Luftangriffes auf Lankwitz 1943 sowieso nur ein großes Trümmerfeld vor.



Auch die Häuser der Schwestern waren schwer beschädigt, sie lebten im Keller des Mutterhauses. Die Sowjettruppen kamen vor dem Teltowkanal einige Tage nicht weiter. Die Wehrmacht hatte Brücken gesprengt und eine Verteidigungslinie aufgebaut. Das Kloster geriet zwischen die Fronten; im Luftschutzbunker des Klosters errichteten die Russen einen Gefechtsstand. „Es standen viele Panzer und Kanonen im Klostergarten“, erinnern sich die Schwestern. Die Geschößkartuschen dienten den praktischen Nonnen später als Vasen auf dem Altar.

Die Schutztür

Foto: Wolfgang Friese



Die Lourdesgrotte

Foto: Wolfgang Friese

Die Franzosen bewachten die Schwestern, bis im Juni die Amerikaner ihren Sektor bezogen. Während des Krieges feierten die Nonnen mit ihren gefangenen katholischen Glaubensbrüdern gemeinsam die Gottesdienste. Die Schwestern haben, schon seit 1933 ständig von der Gestapo bedroht, Pfarrer für Gefangenenlager in Pommern ausgebildet und dorthin liturgische Gefäße geschmuggelt. Zum Dank an die Schwestern errichteten die französischen Kriegsgefangenen 1943/44 eine Lourdesgrotte im Klostergarten. Noch lange nach dem Krieg besuchten die Franzosen, nunmehr mit ihren Familien, die Christkönigsschwestern.

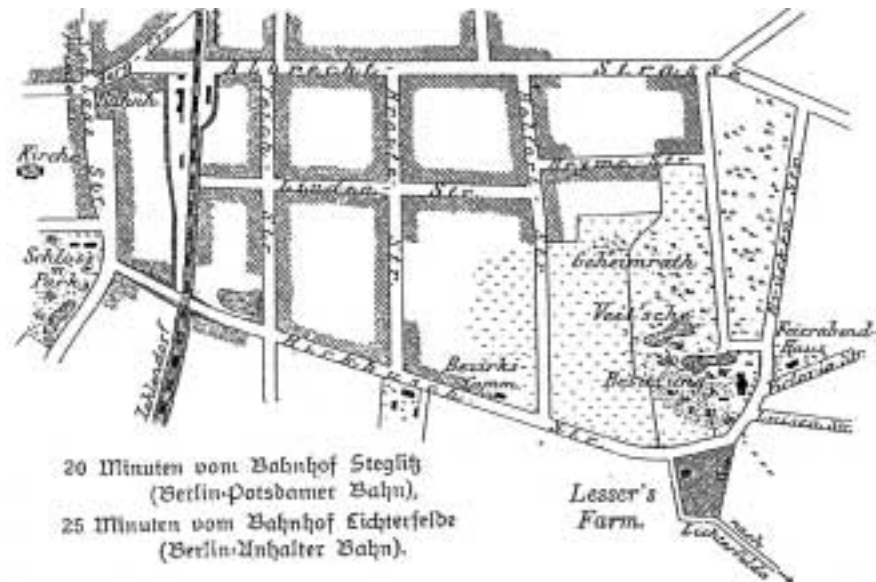
Die jetzt wieder entdeckte Tür mit ihrer russischen Aufschrift wird bei Führungen gezeigt. Es ist ein Klosterwunder, dass die fragile Schrift nach über 60 Jahren noch erhalten ist. Nur die Unterschrift ist unleserlich. Für eine dauerhafte denkmalgerechte Konservierung der Schutztür sind die Lankwitzer Heimatfreunde Herrn Dr. Douglas Fernando vom Petruswerk dankbar; dieses ist heute Besitzer des Klosters und der neuen Wohnanlage St. Paulus für Betreutes Wohnen daneben.

Wolfgang Friese

# Eduard Veit (1824 - 1901)

## und seine Spuren in der Steglitzer Geschichte

Wenn sich die ersten Wandervögel im Steglitzer Umfeld trafen, geschah dies auf den „Veitschen Wiesen“, etwa einen Kilometer südöstlich vom Ortskern auch Jordans Wiesen genannt, heute Göbenwiese. Bei der Suche nach ihrem damaligen Namensgeber stoßen wir auf das angrenzende Gartengrundstück Veit (SH 01-1957)<sup>1</sup>. Es gehörte seit den frühen 1880er Jahren dem geheimen Kommerzienrat Eduard Veit, der, wohnhaft in der Berliner Behrenstraße, später in der Voßstraße, sich hier einen Sommersitz hatte bauen lassen, die Villa Birkbusch. Sie lag in der Brückenstraße 1, dem Verbindungsweg zwischen der Bismarck- und der Birkbuschstraße, der später zur Hauptallee des Stadtparks wurde. Ein kleiner Teil der Brückenstraße besteht noch zwischen der Johanna-Stegen-Straße und der Straße „Am Stadtpark“. Die Straße „Am Eichgarten“, vom Knick am Kanal an ein Rest der früheren Viktoriastraße, führte genau auf den Eingang von Veits Villa zu, heute markiert durch die beiden mächtigen Eichen, von denen die linke als Naturdenkmal ausgewiesen ist. Das Haus muss etwa im Bereich der Orleanstraße gelegen haben.



Skizze: Privatarchiv Lesser



Die Villa Birkbusch

Archiv Heimatverein Steglitz

Eduard Hermann Veit wurde 1824 in Hamburg geboren als Sohn des Maklers Johann Siegfried Veit und seiner Ehefrau Friederike Pauline, geb. Fleisch. Da von dem Vater auch der Vorname Jona überliefert ist, könnte dieser schon zum evangelischen Glauben konvertiert sein. Später wohnte er in Charlottenburg bei Berlin, wohl mit seiner Familie. Dort ist der Vater im späteren 19. Jhd. verstorben. Für Eduard ist jedenfalls seine weitere Laufbahn in Berlin bezeugt. 1848 leistete er seinen Militärdienst bei den Ulanen, von wo er als Leutnant der Reserve entlassen wurde.

Er hatte wohl vorher schon eine Banklehre begonnen, am 1.10.1849 wird er als Mitbegründer und leitender Angestellter des Bankgeschäfts Robert Warschauer & Co genannt, in dem er später aufstieg: 1869 als Teilhaber, 1876 zum Kommerzienrat und 1883 zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. Das Bankhaus Robert Warschauer & Co, am Anfang des Jahrhunderts schon genannt, wurde 1849 wieder gegründet, zunächst als Filiale von Oppenheim & Warschauer in Königsberg, ab 1867 selbstständig mit Robert Warschauer und Eduard Veit (1869) als Teilhaber, später mit drei weiteren Teilhabern. 1859 wurde es mit fünf anderen Banken zum Preußen-Konsortium zur Finanzierung von mehreren internationalen Projekten unter Federführung des Bankiers Bleichröder zusammengeführt. 1905 wurde Warschauer & Co von der Darmstädter Bank übernommen.

Seit 1853 wohnte Eduard Veit nacheinander in drei Häusern in der Behrenstraße, ab 1891 in der Voßstraße 12, wo er auch am 6.6.1901 starb. Seit 1860 war er mit Marianne Kunze verheiratet; die Ehe wurde später geschieden. Aus ihr ist eine Tochter hervorgegangen, später verheiratete Martius.

Aus seinen Verbindungen geht hervor, dass Eduard sich deutlich dem Gemeinwohl verpflichtet fühlte. Seit dem 7.6.1881 gehörte er der „Gesellschaft der Freunde in Berlin“ an, in der sich 1792 zum Zweck der Unterstützung Bedürftiger und gegenseitiger Hilfe ursprünglich nur jüdische Kaufleute und Bankiers zusammengeschlossen hatten, später wurden nur Konvertierte und Getaufte aufgenommen. Ihr Wahlspruch, aus Äußerungen von Moses Mendelssohn abgeleitet, lautete:

Nach Wahrheit forschen,  
Schönheit lieben,  
Gutes wollen,  
Das Beste tun.

Weiteren humanitären Verbindungen gehörte er an. In seinen letzten Lebensjahren setzte sich Veit stark für den Bau des Lutherstiftes ein, dessen Räume in der Schönhauser Straße sehr dürftig geworden waren („SH 01-1987, S.20“). Offenbar gehörte dieses Gelände noch zu seinem Besitz, mindestens hat er für einen günstigen Erwerb gesorgt und auch in den nächsten Jahren mehrfach die Träger des Stifts durch Dotationen unterstützt. Nach seinem Tod nutzte die Tochter offenbar noch einige Jahre die Villa Birkbusch, verkaufte aber 1905 das ganze Gelände an die Gemeinde. Ein Teil wurde in den Stadtpark einbezogen, ein anderer aber im Bereich der Johanna-Stegen-, der Sedan- und der Orleansstraße parzelliert und bebaut. Es wird deutlich, dass Eduard Veit immer viel für andere getan hat. Er verdient es, der Vergessenheit entrissen zu werden; sein Name bleibt mit diesem Bereich der Steglitzer Geschichte verbunden.

Der Verfasser bedankt sich bei Herrn Sebastian Panwitz (Moses Mendelssohn-Zentrum Potsdam) für die Überlassung biografischer Daten und bei Frau Karin Bürger (ebendort) für die Übermittlung.

Bodo Gotthardt

Anmerkung: 1. SH = Steglitzer Heimat

Benutzte Literatur:

Gerhard Ille/Günter Kähler, Es begann in Steglitz, Stapp/Berlin 1987, S.51

Katrin Lesser-Seyrac/Ingolf Wernicke/Hans von Krosigk, Ludwig Lesser, Berlin 1995

Sebastian Panwitz, Die Gesellschaft der Freunde... in Berlin, Dissertation 2005, Manuskript



Logenrestaurant mit Garten, Albrechtstraße 112a

Archiv Heimatverein Steglitz

## Bruderbund mit Winkelmaß und Zirkel: Spuren von Freimaurern im Geschäftszentrum von Steglitz

Die Geschichte der Freimaurer in Steglitz ist im Gegensatz zu der der Juden wenig bekannt. Dennoch lassen sich von ihnen in diesem Stadtteil noch Spuren finden. In einem Rundgang vom Steglitzer Gutshaus in der Schloßstraße bis zur Albrechtstraße, wo einst ein Logenhaus stand, lässt sich schon viel von dieser Sparte der Kulturgeschichte erzählen\*.

Die Freimaurer sind eine demokratisch strukturierte Vereinigung von Männern, die die Brüderlichkeit, Nächstenliebe und Toleranz unter den Menschen verwirklichen und pflegen möchten. Ihre Aufgabe besteht darin, das Individuum ethisch-moralisch und sozial zu vervollkommen. Das Motiv der Entstehung von Freimaurerlogen ist die Überwindung politischer, nationaler, sozialer und religiöser Gegensätze, die einem

\* Dieser Artikel basiert auf der gleichnamigen Wandertour, die im vom Kulturring in Berlin e. V. herausgegebenen Stadt- und Kulturführer II Steglitz-Zehlendorf enthalten ist. Dieser steht seit 2008 im Internet und ist aufrufbar unter der Webadresse [www.kulturfuehrer-berlin.de/kul-touren](http://www.kulturfuehrer-berlin.de/kul-touren).

Menschheitsbund im Wege stehen. Die heutige Freimaurerei hat ihre Ursprünge in den Steinmetzbruderschaften des Hoch- und Spätmittelalters, insbesondere in England, von wo aus sie sich seit 1717 auf dem europäischen Kontinent und in Übersee ausbreitete. Der Suchende durchläuft in der Loge (Versamlungs- und Arbeitsort der Brüder) Erkenntnisgrade vom Lehrling über den Gesellen bis zum Meister, d.h. er bearbeitet sich symbolisch mit Werkzeugen von einem rauen Stein zu einem kubischen Block. Zu den Hauptsymbolen zählen die Bibel, der Zirkel und das Winkelmaß. Die Bibel ordnet und richtet den Glauben. Der Zirkel als Symbol der Nächstenliebe reguliert mit seinen beiden Schenkeln, die für Gut und Böse stehen, das wohlwollende Verhältnis zwischen den Menschen. Gerechtigkeit und gewissenhaftes Handeln soll das Winkelmaß ausdrücken. In Deutschland existiert diese geistige Strömung seit 1737, in Berlin seit 1740.

Der Beginn der Spurensuche ist das Steglitzer Gutshaus in der Schloßstraße. Im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs nach der Reichsgründung siedelten sich Mitglieder Berliner Freimaurerlogen in der Landgemeinde Steglitz an, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts 15000 Einwohner aufwies, und gründeten 1885 im ersten Stock des damaligen Schlossrestaurants eine geschlossene freimaurerische Vereinigung mit dem Namen „Bruderbund am Fichtenberg“. Die Bezeichnung leitet sich vom nahe gelegenen Fichtenberg her. 25 Freimaurer verschiedener Logen trafen sich dort einmal im Monat ohne Logenkleidung und Ritual zum Austausch freimaurerischen Gedankengutes und zur Planung von Kulturveranstaltungen und karitativen Tätigkeiten. Betrieben wurde das Lokal ebenfalls von einem Logenbruder namens Haack. Ein Jahr später entstand im Gutshaus die gleichnamige Bruderschaft, die als Tochterloge der Großen National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln“, einer preußischen Großloge, unterstand. Die christlich orientierte preußische Freimaurerei betonte die Verantwortlichkeit des Menschen und die Unsterblichkeit der Seele als Postulate der Vernunft und Jesus Christus als Schlussstein des Bauwerks der Menschheit. Im Obergeschoss entstanden nach Plänen des Logenmitglieds und Steglitzer Architekten und Baurats Otto Techow (1848-1919), der so genannte Arbeitstempel, dem sich eine Sänger- und Orgelempore anschloss, ein Empfangsraum für die Logenbrüder und eine Vorbereitungskammer für neue Mitglieder.

Auf dem Fichtenberg, den man über die Wrangel- und Rothenburgstraße hinaufgeht, kann man Zeugnisse eines führenden Mitglieds des Steglitzer Bruderbundes entdecken. In der Schmidt-Ott-Straße 14 steht ein roter Klinkerbau mit einem spitzen, schieferbedeckten Turm, die Villa Anna, die Otto Techow im Jahre 1884 für sich als Wohnhaus erbaute. Techow, der aus Brandenburg an der Havel stammte, in Berlin an der Bauakademie Architektur studiert hatte und der Steglitzer Bautenkommission vorstand, zählte zu den Mitstiftern der Loge „Bruderbund am Fichtenberg“ und war ihr langjähriger Stuhlmeister (Vorsitzender). Drei Jahre vor der Logengründung war er Mitglied der Berliner Bruderschaft „Zum flammenden Stern“. Von 1916 bis zu seinem tödlichen Autounfall im Jahre 1919 fungierte er sogar als National-Großmeister



Villa Anna - Wohnhaus Otto Techows auf dem Fichtenberg

Foto: Jens Leder

seiner Mutterloge (Großlogenvorsitzender). Rechts neben der Villa erhebt sich in der Hausnummer 13 ein weiteres Bauwerk mit Kuppel von ihm aus dem Jahre 1886. Es handelt sich um einen 40 m hohen Wasserturm aus rotem Backstein, der heute vom Meteorologischen Institut der Freien Universität als Wasserturm genutzt wird.

Wenn man die Grunewaldstraße, in der der Schriftsteller Franz Kafka in den Jahren 1923/24 wohnte, und die Lepsiusstraße hinter sich lässt, gelangt man in der Ahornstraße 15a zu einer zweistöckigen Villa mit einem angefügten Frontbau. Diese war von 1946 bis 1957 der Sitz der Großen National-Mutterloge „Zu den drei Weltkugeln“. Am Dachfries können wir in goldenen Großbuchstaben die Inschrift Humanitati (der Menschlichkeit verpflichtet) lesen. Im ersten Stock waren Rundbogenfenster, die jetzt zugemauert sind. In der Weimarer Republik beherbergte das Gebäude eine Gaststätte, in der es zu gewaltsamen politischen Auseinandersetzungen zwischen Linken und Rechten kam. Zur Zeit des Dritten Reiches befand sich dort eine SS-



Motorstaffel, die das Gebäude dem Verfall preisgab. Nach Kriegsende quartierten sich dort sowjetische und später amerikanische Soldaten ein. Die Bruderschaft führte für die Reaktivierung des Logenlebens die notwendigen Umbauarbeiten durch. Jedoch konnten die Logen im Haus nur auf engem Raum arbeiten. Nach dem Umzug der Großloge in eine Villa in der Heerstraße in Berlin-Charlottenburg entstand im Jahre 1960 im Gebäude als Einrichtung des Berliner Jugendclub e.V. die Jugendtanzbar Jazz Saloon. Seit 1967 trägt sie als preiswerte Jugenddiskothek den Namen Pop Inn.

Neben den christlichen Freimaurern lebten in Steglitz auch Logenbrüder jüdischen Glaubens. Sie traten in Berliner Bauhütten ein, die vorrangig der Großen Loge von Hamburg unterstanden. In einem Mietshaus in der Schloßstraße 32 hinter der Ecke Muthesiusstraße lebte und praktizierte der jüdische Arzt und Freimaurer Albert Zander, der Mitglied mit Schriftführerfunktion in der Loge „Hammonia zur Treue“ war, die vor 1933 viele Juden aufnahm und noch bis heute im sog. Logenhaus in der Emser Straße in Berlin-Wilmersdorf arbeitet. Die humanitäre Freimaurerei verfocht das reine Menschentum, das sich im allein von der Vernunft geleiteten Handeln und in der Glaubens- und Denkfreiheit äußert. Heute gehört die Hammonia zur Großloge der Alten, Freien und Angenommenen Maurer von Deutschland. Als Wundarzt und Geburtshelfer genoss Zander in Steglitz einen guten Ruf. Er besuchte als Mitglied der Jüdischen Gemeinde von Steglitz regelmäßig den Gottesdienst in der 1897 eingeweihten Wolfenstein-Synagoge in der Düppelstraße 41. Seit Oktober 1938 durfte er am Südwestkorso in Friedenau nur noch als Behandler jüdische Mitbürger versorgen, nachdem



Albrechtstraße 130 - Wohnhaus und Praxis des jüdischen Arztes und Freimaurers Ernst Salomon. Archiv HVS

ihm in Steglitz die Praxiserlaubnis entzogen worden war. An der Stelle der heutigen Stadtautobahn befand sich in der Albrechtstraße 130 ein Mietshaus, in dem das Gasthaus „Zur Krone“ des Gastwirtes untergebracht war und das im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. In diesem Gebäude hatte der jüdische Hals-Nasen-Ohren-Arzt Ernst Salomon seine Wohnung und Praxis. Ferner war er leitender Mediziner der Jüdischen Krankenhilfe. Mit Albert Zander war er in derselben Freimaurerloge, wo er das Amt des Redners bekleidete. Wie dieser bekam er die gleichen beruflichen Repressalien zu spüren. Seine Praxis befand sich ab Oktober 1938 in Charlottenburg. Schließlich emigrierte er vor dem Zweiten Weltkrieg in die USA. In Cleveland im Bundesstaat Ohio hatte er den Posten des Chefarztes in einem Krankenhaus inne.

Hinter der Autobahn- und S-Bahnbrücke geht in der Bergstraße die Spurensuche weiter. Dort befindet sich in der Nummer 91, einem dreistöckigen Bau aus rotem Backstein mit Eisenornamenten, die 1908 in Friedenau gegründete seit 1922 dort ansässige Umzugsfirma Kopania und Co. Berlin. Im Jahre 1999 besorgte sie als einer der Hauptspediteure den Umzug des Bundestages und der Bundesregierung von Bonn nach Berlin. Der Unternehmensgründer Otto Kopania gehörte der Berliner Freimaurerloge „Zu den drei goldenen Schlüsseln“ (gestiftet 1769) an, einer der ältesten



Haus der Loge „Bruderbund am Fichtenberg“, Albrechtstraße 112a Archiv Heimatverein Steglitz

Logen Berlins und Preußens, die zurzeit wegen zu geringer Personenzahl ruht und der christlich orientierten Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland unterstand. Als stellvertretender Zeremonienmeister beaufsichtigte Kopania die Logenarbeit und empfing die neu aufzunehmenden und besuchenden Brüder.

Zwischen dem Althoffplatz und dem Steglitzer Gemeindefriedhof in der Bergstraße lässt sich in der Wuthenowstraße eine weitere Spur der Freimaurer aufdecken. In der Hausnummer 2 wohnte Ernst Jaeckh (1875-1959), politischer Publizist, Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik und u.a. mit Theodor Heuß Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei in der Weimarer Republik. Er war Freimaurer in der Berliner Loge „Urania zur Unsterblichkeit“ und organisierte im Ersten Weltkrieg die Logengemeinschaft zwischen den verbündeten Mächten Deutschland, Ungarn, Bulgarien und Türkei. Nach dem Kriege setzte er sich als Angehöriger der Deutschen Liga für den Völkerbund für die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ein. Er sah die Freimaurerei als einen Menschheitsbund an und war fest von ihrem pazifistischen und kulturfördernden Wirken überzeugt. Im Jahre 1924 verließ er seine Loge, weil er die stark anwachsende nationalistische, republikfeindliche Tendenz in ihr und den meisten deutschen Bruderschaften ablehnte. Zu Beginn der NS-Herrschaft emigrierte er nach Großbritannien. Im Zweiten Weltkrieg wurde er Professor für internationale Beziehungen in New York, wo er auch starb. Er pflegte Freundschaft mit Theodor Heuss und setzte sich nach 1945 für die deutsch-amerikanische Zusammenarbeit ein.

Über den Althoffplatz erreicht man die Althoffstraße, wo im Bürgersteig vor dem Haus Nr. 1 ein Stolperstein liegt, der an den 1942 nach Auschwitz deportierten Juden Leon Leib Fichmann erinnert. In der Parallelstraße, der Albrechtstraße 112a, findet man eine Tankstelle der Firma Rohrbeck, die Wilhelm Rohrbeck im Jahre 1927 auf dem linken Nebengrundstück, Hausnummer 113, als Autoreparaturwerkstatt und -wäscherei errichtete. Früher stand hier das Haus der Loge „Bruderbund am Fichtenberg“. Erbaut wurde das Logenhaus als zweistöckiger Klinkerbau mit viereckigem Turm von Otto Techow in den Jahren 1893/94. Der Neubau wurde notwendig, als im „Gutshaus“ die Räumlichkeiten für die auf 136 Mitglieder angewachsene Loge zu klein wurden. Ein Logenmitglied namens Lademann stellte dafür sein gesamtes Gartengrundstück zur Verfügung. Der Architekt, der Berliner Regierungsbaumeister und Freimaurer Georg Lübke, hatte großen Anteil am Bau und der Ausschmückung des Logenhauses. Es hatte Rosettenfenster, die Decken der Räume waren teilweise mit gotischen Deckenbögen gestaltet. In der oberen Etage im hinteren Teil des Gebäudes fand die Logenarbeit statt, einem großen, blau gefassten, klassizistisch gestalteten Arbeitstempel, der mit einer Orgelempore ausgestattet war. Hinter dem Altar, an dem der Stuhlmeister Platz nahm,



Otto Techow

stand eine Büste von Techow. An der Fassade zierte ein sechszackiger Stern, das Symbol der Allmacht Gottes und des Meisters, das Fenster des Tempels. Die unteren Räume wurden als Restaurant genutzt, in das auch die Bevölkerung einkehren konnte. Die Logengaststätte mit ihrem Garten genoss bei den Steglitzern und Berlinern einen guten Ruf. Bis in die 20er Jahre wuchs die Bruderschaft auf 328 Mitglieder an. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten musste sich der „Bruderbund am Fichtenberg“ wie alle anderen deutschen Logen im Jahre 1935 auflösen. Die Loge war auch gezwungen, ihr Haus mit Garten zu verkaufen. Die Käuferin war Klara Rohrbeck, die Eigentümerin des benachbarten, braunen Backsteinhauses, das heute das Reifengeschäft Rohrbeck beherbergt, in der Albrechtstraße 113. Somit wurde eine Verwendung des Anwesens durch die Nationalsozialisten verhindert. Im Zweiten Weltkrieg fiel das Logenhaus in Schutt und Asche. Vom ehemaligen Logengrundstück existieren nur noch einige alte Linden. Seit 1958 sitzt die Bruderschaft mit den anderen Tochterlogen der „Drei Weltkugeln“ in der Heerstraße in Berlin-Charlottenburg in einer umgestalteten Fabrikantenvilla.

Jens Leder

Quellen:

- Hagelweide: Geschichte der Johannis-Loge Bruderbund am Fichtenberg im Orient zu Steglitz von ihrem Entstehen bis zum Tage der Einbringung des Lichts in den Tempel des neuerbauten Logenhauses am Sonntag, den 18. März 1894.
- Christian Hopfe: Berlin-Steglitz, Reihe Archivbilder, Erfurt 2004, S. 94.
- Ernst Jaeckh, in: Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft: Das Handbuch der Persönlichkeiten in Wort und Bild, Band 1, Berlin 1930, S. 830.
- Ders., in: Neue Deutsche Biographie, Band 10, Berlin 1974, S. 264-267.
- Max Mebes: 75 Jahre Johannisloge Bruderbund am Fichtenberg im Orient Berlin-Steglitz, gestiftet: 22. März 1886 (1886-1931), Steglitz 1961.
- Wilhelm Müller-Staffelstein: 40 Jahre Bruderbund am Fichtenberg (1886-1926), Berlin 1926.
- 250 Jahre Große National-Mutterloge Zu den drei Weltkugeln (1740-1990), Berlin 1990, S. 104f. und 135f.
- Große Loge von Hamburg: Mitglieder-Verzeichnis der Johannis-Logen in Berlin, abgeschlossen am 24. Juni 1929: Loge Hammonia zur Treue, S. 17-30.
- Der Adler auf der Weltkugel: 50 Jahre internationale Spedition Kopania u. Co. in Steglitz, in: Steglitzer Lokal-Anzeiger vom 1. November 1958.
- Bettina Münchmeyer: Otto Techow (1848-1919), in: Georg Lichtenberg / Bettina Münchmeyer: Spurensuche in Steglitz: Persönlichkeiten prägen einen Bezirk, Berlin 1987, S. 20.
- Walter Schneider-Römheld: Aus der Geschichte der Steglitzer Jüdischen Gemeinde, in: Steglitzer Heimat Nr. 1-1961, S. 3-13.
- C.V.-Zeitung: Allgemeine Zeitung des Judentums Nr. 39 vom 29. September 1938, S. 6.

# Steglitz als Forschungsgebiet der Umweltgeschichte

*Der Verfasser dieses Artikels, Marion W. Gray, ist Historiker und Professor für Geschichte an der Western Michigan University in den USA. Im Herbst 2009 nutzte er für ein Forschungsprojekt längere Zeit Archiv und Bibliothek des Heimatvereins Steglitz. Das Projekt hat den Titel „Identitäten, Grenzen und Umwelt im Laufe der Zeit im ländlichen Brandenburg und im großstädtischen Berlin.“*

*Vermutlich haben sich manche Vereinsmitglieder und Mitarbeiter gefragt, warum ein amerikanischer Geschichtswissenschaftler, der sonst keine Beziehung zu Steglitz hat, sich für die Heimatgeschichte eines Berliner Bezirks interessiert. In diesem Beitrag erläutert Marion Gray, was unter „Umweltgeschichte“ zu verstehen ist, und warum es sinnvoll war, sich auf Steglitz als Ort für diese Forschung zu konzentrieren.*

*Anmerkung der Redaktion*

Umweltgeschichte befasst sich mit der Veränderung der Beziehungen zwischen Menschen und der Natur im Laufe der Zeit. Diese Art der Forschung beschäftigt sich unter anderem mit den Fragen: Welches Verhältnis hatten Menschen zum Boden, zum Wald, zum Wasser, zu den Haustieren und zu den wild lebenden Tieren? Wie wandelten sich diese Beziehungen, als die Umwelt sich durch menschliche und natürliche Ursachen veränderte?

Diese Fragen betreffen nicht nur die Kulturlandschaften der agrarischen Gesellschaften, sondern auch die durch Menschen gestaltete „Natur“ der Städte, mit dichter Besiedlung, gepflasterten Straßen, modernen Verkehrsmitteln, Fabriken, Luft-, Wasser- und Bodenverschmutzung. Die Umweltgeschichte befasst sich auch mit menschlichen Vorstellungen über die Natur sowie über den Naturschutz. Die Erforschung solcher Themen soll dazu beitragen, menschliche Lebensverhältnisse zu verstehen und ihre Wandlung im Laufe der Zeit.

Eine ergiebige Arbeitsmethode der Umweltgeschichte ist die Betrachtung eines bestimmten Ortes über einen längeren Zeitraum. Das Land selbst ist eine Forschungsquelle, denn die Landschaft ist eine kontinuierliche Aufzeichnung des Lebens früherer Generationen, die es bewohnt und geprägt haben. Die Untersuchung eines Ortes hat den Vorteil, dass man von einem nahe liegenden Blickpunkt das Verhalten aufeinander folgender Generationen von Frauen und Männern im alltäglichen Leben betrachten kann.

Das Dorf Steglitz (seit 1920 Stadtbezirk Steglitz und mittlerweile Steglitz-Zehlendorf) bietet ein spannendes Beispiel dieser Art Geschichte, weil seine Einwohner, oft unter Einfluss von fremden Herrschaften und Ideen, die Landschaft in den letzten zwei Jahrhunderten erheblich verändert haben.

Steglitz wurde im 12. oder im 13. Jahrhundert gegründet, als deutschsprachige Kolonisten nach Osten in das Gebiet drangen, das seit Jahrhunderten von slawischen Völkern bewohnt war. Die deutschen Siedler veränderten die Landschaft durch eine bestimmte Form des Ackerbaues, die eine ganz andere Landnutzung voraussetzte, als die der slawischen Einwohner.

Wie andere Siedlungen dieser Kolonisierungswelle wurde Steglitz nach einem vorausbestimmten Plan angelegt. Das Dorf wurde mit dem erforderlichen Land versehen und als Einheit gegenüber den Nachbardörfern abgegrenzt. Um die Ressourcen innerhalb der Dorfgemarkung mit größtmöglichem Gewinn zu nutzen, teilten die Siedler das Land nach den Beschaffenheiten des Bodens in Kategorien. Man wählte die fruchtbarsten Flächen für den Getreidebau und bezeichnete sie als „Gewannflur.“ Wiesen wurden für die Tierhaltung festgelegt. Auch Weiden, weniger ertragreich, jedoch für Holzsammeln, die Jagd und für Tierfütterung geeignet, bildeten einen wesentlichen Bestandteil der Wirtschaft des Dorfes.

Im Kern des Dorfes baute man die Wohnhäuser mit den daran angrenzenden Höfen, Scheunen und Gärten. Es ist wohl kein Zufall, dass man den Mittelpunkt des Dorfs an die Quelle der Bäke (früher Telte genannt) legte, denn Wasser war lebenswichtig, und ein Wasserlauf lieferte Nahrung in Form von Fischen. Dicht zwischen den Wohnhäusern errichtete man die Kirche, Zentrum des geistlichen Lebens. Wie viele andere Dörfer, hatte Steglitz auch einen „Krug“, also ein Wirtshaus.

Das System sollte sicherstellen, dass die Einwohner der Gemeinde sich ernähren und darüber hinaus einen Überschuss für die Abgaben an den Staat und die Kirche produzieren konnten. Besondere Vorschriften hatten den Zweck, die Ressourcen des Dorfes vor Ausbeutung zu schützen. Es war als ein nachhaltiges System konzipiert. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts begann sich diese Ordnung zu verändern. Im neunzehnten Jahrhundert verschwand sie fast gänzlich. Es stellt sich die Frage, welche Beziehungen die Einwohner am Vorabend der großen Veränderungen zur natürlichen Ökologie hatten.

Die Daten einer Volkszählung aus dem Jahre 1801 lassen viel über die Beziehungen zwischen den Einwohnern und der Landschaft erkennen. Das Dorf hatte nach offiziellen Angaben insgesamt 137 Einwohner. Der königliche Volkszähler wies darauf hin, dass Steglitz 18 „Feuerstellen“ (Wohnhäuser) hatte. Die Haushalte wurden in folgende Kategorien unterteilt: 4 Bauern; 3 Kossäten; 1 Büdner, 12 Einlieger, 1 Hirte, 1 Krug, und 1 Gutshaus. Die Einstufung der Einwohner entspricht ihrer Beziehung zum Grund und Boden in der Gemarkung.

Die Bauern (auch Hufner genannt) waren die soziale und wirtschaftliche Elite des Dorfes, natürlich vom Gutsherrn abgesehen. In Erbpacht erhielten sie ihre Häuser, Gärten, Höfe und jeweils zwei Hufen Ackerland (ca. 30 ha.) im „Gewannflur“. Man

erwartete, dass eine Familie über mehrere Generationen ein bestimmtes Haus und den Hof bewohnen und eine dauerhafte Stelle im Dorf behalten würde.

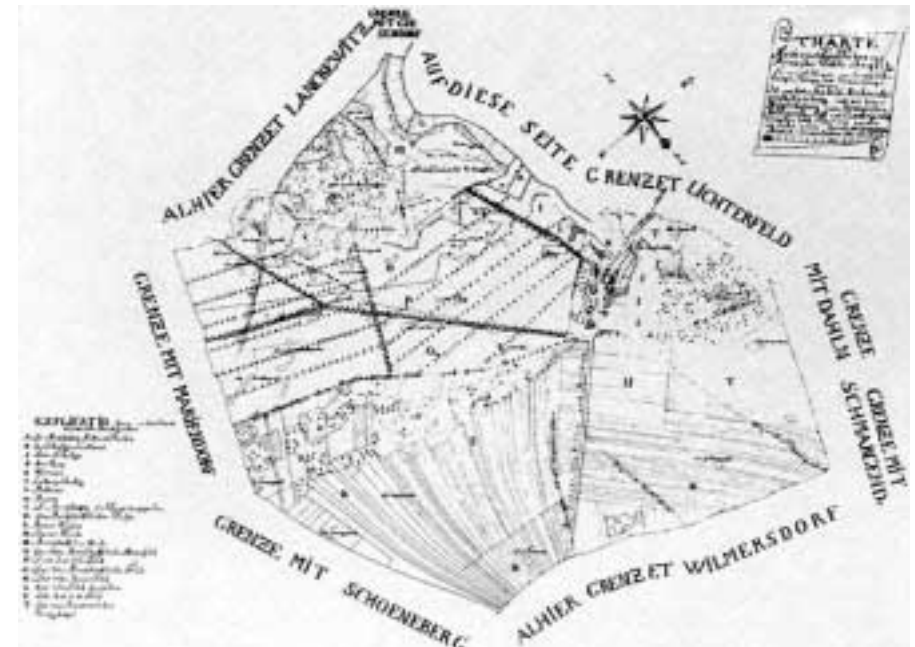
Wie üblich in den Dörfern der Gegend, war das Ackerland in drei getrennte Felder aufgeteilt. Dies war die Grundlage für die „Dreifelderwirtschaft“, den Fruchtwechsel, wodurch der Boden in der Zeit vor der Entwicklung der Methoden der modernen Düngung fruchtbar erhalten werden sollte. Die Einzelfelder wurden abwechselnd für Sommergetreide, Wintergetreide und als Brache bzw. für Hülsenfrüchte genutzt. Jedes Feld wurde in viele „Streifen“ aufgliedert, und jede Hufnerfamilie verfügte vertraglich über mehrere Streifen, die durch alle drei Felder verliefen. Die mehrfache Teilung des Landes sollte sicherstellen, dass keiner einen Vorteil bzw. Nachteil im Vergleich zum Nachbarn aufgrund unterschiedlicher Bodenqualität hatte. Der Plan von 1773 aus dem Kartenarchiv des Heimatvereins, die „Charte von dem Hochreichsgräflichen von Reusschen Gute Steglitz“, macht das Schema sichtbar. In der Praxis spielte die Gesamtheit des Ackerlandes für jede Familie eine wichtigere Rolle als die zugewiesenen Streifen, denn in der Regel arbeiteten alle Bauern - mit Familienmitgliedern, Knechten und Gehilfen - gemeinsam beim Pflügen, Säen und Ernten, und nicht jeder Haushalt bewirtschaftete die eigenen Streifen für sich selbst. Im Dorf sollte es so eine kollektive Verantwortung geben für das Wohl der Gemeinde und für die Erhaltung des Landes.

Zum Hufenrecht gehörten nicht nur das Getreideland, sondern auch Anteile an den Gemeindeländern: Weiden, Wiesen, Wälder und Ödland. Eine Hufnerfamilie war berechtigt, ihre Tiere grasen zu lassen und Brenn-, Bau-, und Reparaturholz zu sammeln. Die Menge Holz war für jedes Haus vertraglich festgelegt ebenso wie die Anzahl von Weidetagen, damit Wald und Weide nicht zu stark ausgenutzt wurden.

Die Kossäten bildeten die soziale und wirtschaftliche Schicht unterhalb der Bauern. Auch wenn sie oft Erbverträge hatten, waren sie keine Hufner. Sie hielten kleinere Streifen des Landes in weniger ertragreichen Teilen der Dorfgemarkung. Kossäten durften auch Holz sammeln und ihre Tiere auf dem gemeinsamen Land weiden lassen, aber sie hatten nur Anrecht auf weniger Weidetage und kleinere Mengen Holz als die Bauern.

In der Regel waren Bauern und Kossäten verpflichtet, Dienste auf den Feldern und auf dem Hof des Gutsherrn zu erbringen. In Steglitz mussten die Kossäten 130 Tage im Jahr Handdienste leisten. Ausnahmsweise waren die vier Steglitzer Bauernfamilien am Anfang des 19. Jh. davon befreit. Alle Erbpächter waren darüber hinaus verpflichtet, Abgaben zu leisten, meistens als Naturallieferungen, also in Form eines Teils der Ernte.

Eine der Büdnerfamilien hatte Haus und Garten, ohne Anteil an Ackerland, Wiese und Wald. Oft hatten Büdner, wie auch der Krüger, einen bestimmten Auftrag im



Charte von dem Hochreichsgräflichen von Reusschen Gute

Archiv Heimatverein Steglitz

Wirtschaftsleben der Gemeinde. Zum Beispiel war der Schmied oft ein Büdner. Die Einlieger waren meistens Gelegenheitsarbeiter, die oft bei den Bauernfamilien wohnten, für die sie arbeiteten. Der Hirte spielte, obwohl auch er keinen hohen sozialen Rang hatte, dennoch eine wesentliche Rolle für das Wohl und für die Kultur der Gemeinde. Er hütete für alle Gemeindemitglieder das Vieh und die Pferde. Seinen Lohn erhielt er meistens durch Naturallieferungen von der Gemeinde. Diese unteren sozialen Schichten gehörten, weil sie keine dauerhafte Beziehung zum Grund und Boden hatten, zu einem ganz anderen Teil der Gesellschaftsordnung als die Bauern und Kossäten.

Der Pastor und der Küster wurden in der Regel von außerhalb ins Dorf berufen, anders als die Bauern und Kossäten. Trotzdem waren beide eng mit dem agrarischen Leben des Dorfes verbunden, und zwar mit dem Land selbst. Seit der Reformation kamen der Prediger und der Küster aus Giesensdorf nach Steglitz, um Seelsorge und Kirchendienste zu leisten sowie um das Kirchengebäude zu pflegen. Zum Lebensunterhalt verfügte der Prediger, wie die Bauern, über Wohnung, Hof und Hufen. Er ernährte sich vom Ackerland, zu dessen Bearbeitung die Bauern und Kossäten in der Regel verpflichtet waren. Die Gemeindemitglieder waren verpflichtet, den

„Pfarrzehnt“ zu entrichten sowie besondere Zahlungen für Trauungen, Begräbnisse, Hochzeiten, Taufen, Abendmahle und ähnliche Dienste. Der Küster, der das Gebäude der Kirche pflegte, den Pfarrer bei manchen Gelegenheiten vertrat und die Kinder des Dorfes unterrichtete, war auch mit Wohnung und Hof ausgestattet. Er bekam Lohn nicht nur in Form von Geld, sondern auch von Agrarprodukten, wie Hafer, Roggen, Weizen, Bier, Brot, Eier oder Butter. In Jahren, in denen Ernteerträge dürrig waren, litten diese beiden ausgebildeten Gemeindemitglieder mit ihren Nachbarn.

Obwohl sie seltener in den historischen Quellen vorkommen als die Männer, leisteten die Frauen in der Gemeinde unentbehrliche Arbeit. Sie hatten auch eine enge Beziehung zum bewirtschafteten Land. In der Dorfgemarkung waren die Rollen der Frauen genau festgelegt: Sie waren für Haus, Hof und Garten verantwortlich, während die Männer auf den Getreidefeldern, im Wald und auf den Weiden arbeiteten. In den Gärten produzierten Frauen die jährliche Nahrung für ihre Haushalte. Sie waren für die Viehhaltung auf dem Hof bzw. in der Scheune zuständig, sowie für Milch, Käse, Butter und Eier. Den Frauen oblag die Zubereitung des Essens, sowie die Haltbarmachung der Lebensmittel und deren Vorratshaltung über die Jahreszeiten. Es war ihre Aufgabe, mit Textilien zu arbeiten. Sie sorgten also für die Bekleidung ihrer Familienmitglieder mit Wolle oder Flachs von den Höfen und Feldern des Dorfes. In bestimmten Zeiten des agrarischen Kalenders, vor allem während der Ernte, arbeiteten sie gemeinsam neben den Männern auf den Feldern.

Der Gutsherr des Ortes (1795-1801 Graf Alexander Friedrich von Kameke) verfügte über zehn Hufen, also fünfmal so viel wie eine Bauernfamilie, und auch über abgegrenzte Flächen von Weiden und Wiesen. Wie schon dargelegt, wurde der Unterhalt für die Gutsherrschaft durch die Arbeit und Abgaben der Gemeindemitglieder erbracht. Der Gutsherr wiederum war verpflichtet, Steuern und Dienste an den Staat zu leisten.

Die an Steglitz grenzenden Dörfer hatten um die Wende zum 19. Jahrhundert ähnliche Grundordnungen und Sozialstrukturen, allerdings jeweils mit weniger Einliegern. Lankwitz mit 22 Feuerstellen hatte 2 Büdner und 4 Einlieger; Lichterfelde mit 18 Feuerstellen hatte eine Büdnerfamilie und 5 Einlieger; Giesensdorf mit 17 Feuerstellen hatte 4 Büdner und keine Einlieger; nur Zehlendorf, das mit 262 Einwohner und 36 Feuerstellen doppelt so groß war wie Steglitz, hatte 17 Einlieger, jedoch keine Büdner.

Die deutschen Siedler des Mittelalters hatten diese Ortschaften, wie tausende von anderen zwischen Elbe und Oder, in die Landschaft gesetzt mit dem Ziel der Schaffung eines dauerhaften sozialen und wirtschaftlichen Systems. Die ausgewählten Einwohner (Bauern, Kossäten, Gutsherr) wurden vertraglich über Generationen mit dem Land verbunden, damit es sie ernähren und den Unterhalt für ihre Ranghöheren erbringen konnte. Die anderen Dorfbewohner waren ebenfalls in das agrarische

Ordnungssystem eingeschlossen, wenn auch nicht auf dauerhafter Basis. Land und Leben waren so geregelt, dass die natürlichen Ressourcen nicht ausgebeutet werden sollten. Die Pflicht, die Felder gemeinsam zu bewirtschaften, sollte eine allgemeine Verantwortung für das Wohl der Menschen und des Landes herbeiführen. Beschränkungen bei der Nutzung von Ressourcen sollten sicherstellen, dass der Verbund von Menschen, Land und Tieren nachhaltig war. Die Dreifelderwirtschaft bewahrte das Land vor Ausbeutung.

Man sollte jedoch nicht erwarten, dass alles im Leben des Dorfs ständig harmonisch verlief. Historiker kennen Tausende von Beispielen über Streitigkeiten und Ausbeutung in Dörfern: Gemeindemitglieder haben sich geweigert, ihre Pflichten auf den Feldern des Gutsherrn zu leisten; Gutsherrn haben willkürlich die Abgaben erhöht oder mehr Tage Arbeit gefordert als berechtigt. Gemeindemitglieder haben es versäumt, die Abgaben an die Kirche zu liefern, zu denen sie verpflichtet waren. Unberechtigte haben Holz in den Wäldern geschlagen. Manchmal gab es unvorhersehbare Konsequenzen menschlichen Handelns. Zum Beispiel wurde bei der Entwässerung eines morastigen Feldes, um die Fruchtbarkeit des Bodens zu erhöhen, der Grundwasserspiegel abgesenkt, mit der Folge, dass Quellen austrockneten und lebenswichtige Wälder starben. Gewiss kamen solche Ereignisse auch immer wieder in Steglitz vor. Trotz derartiger Verletzungen des Regelwerks hat das System über fünf Jahrhunderte funktioniert.

Die Frage ist, wie und wodurch sich die Beziehung zwischen Menschen und Natur während der nächsten beiden Jahrhunderte geändert hat. In diesem Forschungsprojekt wird auf folgende Themen eingegangen: Am Anfang des 19. Jahrhunderts übergab der reformorientierte Gutsherr Karl Friedrich von Beyme seinen Bauern und Kossäten ihre Hufen als Eigentum und ersetzte ihre unfreien Dienste durch Steuern. Es folgten darauf die „Separationen“, wodurch die zerstreuten Streifen des Landes in einheitliche Grundstücke zusammengelegt wurden. Die gemeinschaftlich gehaltenen Weiden, Wiesen, und der Wald wurden im Laufe der Zeit privatisiert. Das Land wurde also zum ersten Mal ein Handelsgut, das man kaufen und verkaufen konnte.

Die Eisenbahn Berlin-Potsdam, Anfang eines modernen Verkehrssystems für Steglitz, brachte die Gemeinde in Verbindung mit entfernten Regionen. Die wachsende Einwohnerschaft begann sich allmählich von Handel, Gewerbe und Arbeitslohn statt von der Landwirtschaft zu ernähren. Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Textilgewerbe in Steglitz, wofür Arbeiter und Arbeiterinnen dorthin zogen, während wohlhabende Berliner hier neue Wohnhäuser bauten. Die Bevölkerungszahl wuchs erheblich, und das alte Dorf verwandelte sich in einen Vorort der Stadt Berlin. Man musste ein Entwässerungssystem schaffen, einer der Gründe für den Bau des Teltowkanals. Die Bäke als Fluss verschwand. Der Kanal wurde nicht nur ein Vorfluter für die Entwässerung, sondern vielmehr eine kommerzielle Wasserstraße, die Steglitz mit anderen Regionen verband. Das Verschwinden des Waldes und anderer Elemente der alten

Kulturlandschaft waren auffällig. Man fing an, Grünflächen zu schützen und Parks anzulegen. Es entwickelten sich schon im 19. Jahrhundert in Steglitz wie überall in Deutschland ein bestimmtes Umweltbewusstsein und Bewegungen des Naturschutzes.

Nachdem Steglitz zusammen mit Lankwitz und Groß-Lichterfelde 1920 in die Großstadt Berlin eingemeindet worden war, beschleunigten sich die Veränderungen der Umwelt immer mehr. Bevölkerungsdichte, Kommerzialisierung des Lebens, Krieg, Wiederaufbau sowie Luft-, Boden- und Wasserverschmutzung hatten ihre Auswirkungen auf die Umwelt und auf das Leben der Menschen. Umweltbewusste Einwohner und Politiker haben sich bemüht, die Konsequenzen dieser Entwicklungen zu vermindern.

Die Veränderungen in Steglitz reflektieren die Transformationsprozesse in der ganzen modernen Welt. Am Anfang des 19. Jahrhunderts wohnte die Mehrzahl der Menschen der westlichen Welt auf dem Lande mit einer engen Beziehung zur Natur. Typisch für den Anfang des 21. Jahrhunderts ist dagegen das städtische Leben mit einer ganz anderen Beziehung zur Natur, sogar mit einer anderen „Natur.“ Zwar gibt es auch heute noch Dörfer und Landwirte. Deshalb wird in diesem Forschungsprojekt Steglitz mit einem anderen Dorf verglichen, Schlalach bei Treuenbrietzen, das auch heute noch von Landwirten bewohnt wird und eine völlig andere Umgestaltung erlebte. Die Geschichte von Steglitz und die von Schlalach sind nicht nur Forschungsgebiete für ihre Lokalgeschichte, sondern auch für Teile einer Universalgeschichte.

Marion W. Gray

Ausgewählte Quellen

Enders, E. Historisches Ortslexikon für Brandenburg Teil IV: Teltow. Weimar, 1976.

Imgold, T. The Temporality of the Landscape. In: *World Archaeology* 25 (1993), 152-74.

Krenzlin, A. Dorf, Feld und Wirtschaft im Gebiet der großen Täler und Platten östlich der Elbe. Remagen, 1952.

Lehmkuhl, U. Historicizing Nature. Time and Space in German and American Environmental Historiography. In: *Historians and Nature*. Hrsg. von Lehmkuhl u. H. Wellenreuther, 17-44. Oxford, 2007.

Erster Verwaltungsbericht der Landgemeinde Steglitz 1875-1909. Steglitz, 1911.

Zinke, R. Steglitz bei Berlin. Dorfleben im Spiegel des Kirchenbuches 1605-1810. Berlin, 1995.



Der damalige Steglitzer Bezirksbürgermeister Klaus Dieter Friedrich begrüßt den Bürgermeister der Gemeinde Teltow, Manfred Graulich. Foto: Pressestelle Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf

## Der Mauerfall und die Wende

Im Zusammenhang mit der „Wende“ sollte man noch einmal erwähnen, dass immer nur von 40 Jahren deutscher Teilung gesprochen wird. Gemeint ist damit wohl der Zeitraum von 1949 bis 1989, also von der Gründung der beiden deutschen Staaten bis zum sogenannten Mauerfall. Genau genommen dauerte die Spaltung jedoch 45 Jahre, denn schon in den ersten vier Nachkriegsjahren (1945 - 49), als offiziell noch die Besatzungszonen galten, waren die Grenzen des sowjetischen Teils markiert und teilweise fanden auch schon Kontrollen statt. Ausgangspunkt der „Wende“ war bekanntlich der 9. November 1989, und dieses Datum bezeichnet man noch heute gern als den Tag des „Mauerfalls“. Wenn spätere Generationen, die diese Vorgänge entweder gar nicht oder nicht mehr bewusst erlebt haben, davon hören, kann leicht folgender Eindruck entstehen: Am 8. November stand die Mauer noch, am 9. fiel sie, und am 10. war sie weg. Und genau von da an herrschte Freizügigkeit in beiden Richtungen, von Ost nach West und umgekehrt ...



Ach nein, so plötzlich ging das nun wirklich nicht. Die DDR blieb noch fast ein ganzes Jahr bestehen, und auch ihre „Staatsgrenze“ wurde nach wie vor bewacht, wenn auch vielleicht etwas gelockerter. Ihre Bürger einschließlich der Ost-Berliner durften zwar nach West-Berlin „ausreisen“, aber immer noch gegen Vorlage ihres Ausweises, während Westberlinern (und wohl auch Westdeutschen) die „Einreise“ zunächst noch verwehrt blieb. Diese wurde erst mit Beginn des Jahres 1990 möglich.

An jenem bewussten 9. November 1989 war die Mauer, statt dass sie „gefallen“ wäre, nur an einigen Stellen etwas durchlässiger geworden, aber Passkontrollen dauerten noch bis zum 30. 6. 1990 an. Erst als dann am 1. 7. in der DDR die D-Mark eingeführt wurde, konnten alle Kontrollen wegfallen. Nun hatte man zwar schon in den ersten Monaten 1990 überall die „Mauerspechte“ beobachten können, die mit Hammer und Meißel an der Betonwand herumklopfen, so dass ihr baldiges Verschwinden schon abzusehen war. Aber immer noch hatte die DDR ihre eigene Regierung und Ost-Berlin seine eigene Verwaltung, auch wenn die alte SED alias PDS (jetzt „Linke“) inzwischen abgedankt hatte und „westliche“ Parteien das Ruder übernahmen. (Das war nach den ersten freien Wahlen am 18. März 1990 der Fall). Kurioserweise kam während dieser Übergangszeit einmal kurz die Idee auf, die Grenze statt mit der Mauer durch einen Maschendrahtzaun „sichern“ zu lassen, aber dieser Plan wurde



Foto: Pressestelle Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf



Foto: Pressestelle Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf

dann durch die sich überstürzenden Ereignisse bald wieder hinfällig. Denn schon am 3. Oktober des gleichen Jahres erfolgte der „Beitritt“ der einstigen DDR zur Bundesrepublik Deutschland, die neuen Bundesländer wurden gebildet, und damit war die deutsche Einheit vollzogen. Interessant wären in diesem Zusammenhang auch die Bemerkungen einiger Politiker wie etwa Willy Brandt oder Walter Momper noch im Verlauf der 80-er Jahre. Da hieß es nämlich, der Begriff „Wiedervereinigung“ sei nun wirklich überholt, man solle sich endlich von diesem unrealistischen Wunschdenken verabschieden und mit einem „Hauptstadtanspruch“ Berlins (statt Bonns) könne man nichts anfangen...

Hier mag noch ein eigenes kleines Erlebnis folgen, das sich nur wenige Tage nach der ersten Maueröffnung zugetragen hatte. Ich fuhr am frühen Nachmittag vom Dienst aus zu dem jetzt geöffneten Grenzübergang an der Schwelmer Straße/Ecke Ostpreußendamm, in dessen unmittelbarer Nähe ich aufgewachsen war, und fand hier genau entlang der Grenzlinie, die mit einem weißen Strich gekennzeichnet war, schon eine größere Menschenmenge vor. Im Wesentlichen waren es wohl direkte Anwohner. Mir aber waren sie, bedingt durch die Länge der Zeit, die ich von hier fort war, weitgehend unbekannt.



Foto: Pressestelle Bezirksamt Steglitz-Zehlendorf

Wo noch vor wenigen Tagen Mauer und Stacheldraht die Straße versperrt hatten, stand jetzt eine provisorische Schranke, die immer dann, wenn aus Richtung Teltow ein Auto kam, geöffnet wurde. Zuvor aber fand die obligatorische Passkontrolle statt, dann gab die Menschenmenge eine kleine Gasse frei, und der „Trabbi“ - meist waren es Fahrzeuge dieser Marke - schob sich langsam hindurch. Zur „Begrüßung“ klopfen die „Wessis“ begeistert mit den Händen auf das blecherne „Ossi“-Mobil, bis einer der Fahrer lachend aus dem geöffneten Seitenfenster rief: „Mensch Kinder, lasst mein Auto janz, da hab ick vierzehn Jahre druff warten müssen!“

Dann schloss sich die Menschengruppe wieder und einige waren so vorwitzig, die weiße Grenzlinie zu übertreten. Doch dann kam einer der Grenzpos-

ten heran und bat freundlich aber sehr bestimmt darum, bis zum weißen Strich zurück zu gehen. Ja, es war sogar ungewöhnlich und bis vor kurzem ausgeschlossen gewesen, dass man mit den Posten überhaupt privat sprechen konnte. Als einer aus der Menge es wagte, den offiziell noch gültigen, aber nicht mehr praktizierten Schießbefehl zu erwähnen, meinte der Soldat, indem er die Hände ausbreitete: „Hier sehen Sie, wir haben keine Waffen mehr, die wurden uns abgenommen“. „Nun, dann kann man ja bald auf eine deutsche Vereinigung hoffen,“ sagte eine Frau, „und die ehemalige DDR würde für uns wieder frei.“ „Moment mal, was heißt hier „ehemalige“?“, entgegnete der Uniformierte dann etwas ungnädig, „hier ist immer noch DDR, das bitte ich zu respektieren“.

Nachdem nun wieder ein paar „Trabbi“ oder „Wartburgs“ nach kurzer formloser Kontrolle durchgewinkt worden waren, schaltete ich mich selber ein und fragte den Posten: „Da ja nun DDR-Bürger nach West-Berlin einreisen dürfen, wäre es denkbar, dass wir irgendwann auch wieder überkönnen, ohne Visum, Passierschein oder son-

stige Formalitäten?“ Der Soldat zuckte mit den Schultern. „Tja, möglich wär's schon“, meinte er. „Aber das hängt von den Politikern ab, was die beschließen. Da müssen wir abwarten.“

Nach einer Weile entfernten sich einige Leute, und es erschienen immer wieder neue, um Zeugen dieser ungewohnten Situation zu sein. Wenn ich bedenke, was sich vor 28 Jahren im August 1961, genau an dieser Stelle abgespielt hatte - da stand hier gleichfalls eine Menge von Menschen, die wütend gegen den Mauerbau protestierten und von Lautsprecherwagen, die „drüben“ auffuhren, mit ohrenbetäubender Lautstärke niedergebrüllt wurden ...

Dass allerdings nicht alle „Ostler“ davon begeistert waren, dass sie jetzt in den „Westen“ durften, mag ein anderer Fall zeigen, von dem ich damals zufällig Zeuge wurde. Ich stieg die U-Bahntreppe am Bahnhof Schloßstraße in Richtung Wertheim hinauf, als eine Personengruppe vor mir den gleichen Weg nahm. Da riefen zwei Frauen einem vorausgehenden Mann nach: „Erich, komm mal zurück, wir sind hier verkehrt!“ „Was, schon wieder verkehrt?“ schnauzte der Mann, der ziemlich nervös und gestresst schien, in unverkennbarem Sächsisch zurück. „Mich kotzt das hier an!“ Aber es half nichts - die Gruppe drehte um, und „Erich“ musste den Damen wutschnaubend wieder in die Tiefe des U-Bahnhofs folgen, wo sie dann bald meinen Blicken entchwanden.

Jetzt in den ersten Wochen der sich abzeichnenden „Wende“ hatte auch die BVG nach Jahrzehnten wieder eine der ersten grenzüberschreitenden Buslinien (Nr. 49) eingerichtet. Sie führte von Zehlendorf über die Machnower Schleuse (wo einstmals die Straßenbahn 96 ihren Endpunkt hatte) bis nach Lichterfelde-Süd, und ich ließ es mir nicht nehmen, die alt-vertraute Strecke wieder ein- oder zweimal „abzufahren“. Dann, im Verlauf der 90er Jahre, hatte man sich an den neuen Zustand gewöhnt, und bald war die Freizügigkeit in beiden Richtungen zur Selbstverständlichkeit geworden.

Peter Ulrich

## LINDEN APOTHEKE LICHTERFELDE



KLAUS PURAND  
LINDENSTRASSE 1A  
12207 BERLIN

TEL. (030) 712 35 50

FAX (030) 71 38 96 83

## „Schule der neuen Prächtigkeit“

Der Autor, Dr. Dieter Biewald, war 27 Jahre für Lankwitz Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses und dort Vorsitzender des Ausschusses für kulturelle Angelegenheiten; hier eine Würdigung seiner Erlebnisse mit der Berliner „Schule der neuen Prächtigkeit“.

Als das Bild des Menschen, das menschliche Antlitz, im letzten Krieg durch Tod und Verfolgung geschändet worden war, begannen die Künstler der Nachkriegsgeneration, entweder in Amerikanismen oder ins Abstrakte auszuweichen. So bedienten sie sich unverfänglicher Themen. Dies wurde in Berlin besonders von dem Kulturkritiker Heinz Ohff im Tagesspiegel gefördert. Alles andere fiel durch.

Nur wenige Künstler widersetzten sich dem Trend und blieben beim Vor- und Abbild der Natur, so u.a. die Bildhauer Claus Korch, Oellermann und Heinz Spilker. Um dem Zeitgeist in der Malerei zu trotzen, schloss sich bei den Berliner Malern eine Vierergruppe zusammen, denen das Abbild des Menschen und sein Umfeld mit besonders detailreicher und prächtiger Mal-, aber auch Denk- und Schreibweise am Herzen lag. Am 24. Januar 1973 wurde von Manfred Bluth, Johannes Grützke, Matthias Koeppel und Karl-Heinz Ziegler in einer Bierlaune die „Schule der neuen Prächtigkeit“ als eine neue Lebens- und Schaffensform proklamiert. Fünf Jahre nach ihrer Gründung manifestierten sie diese mit einem Auftritt als Gruppe im Rückblick auf das berühmte Gemälde Géricaults von 1819, „Das Floß der Meduse“, über einen dramatischen Schiffsbruch.

Dennoch ging unter der Gemeinsamkeit der Gruppenidee jeder seinen eigenen Weg: **Karl-Heinz Ziegler**, der gegenüber dem Steglitzer Gymnasium im vierten Stock der Südendstrasse 2 wohnte, wandte sich mit der Überlieferung von Berliner Stadtansichten besonders der „armseligen Stadtplanung“ zu. Er wurde zum Archivar der „Prächtigen“, die sich „Schüler“ nannten. Sie und die Presse lud er 2008 anlässlich des 35jährigen Bestehens der Schule zu einem opulenten Fest ein mit Musik des Präsidenten des Komponisten-Interessenverbandes, Karl-Heinz Wahren. Von Anfang an hatte ich die Entwicklung der Gruppe verfolgt und die „Schüler“ mit Ausstellungen in der von mir gegründeten Galerie im Parlament, mit Radiosendungen und mit Aufsätzen begleitet. So hielt ich dort eine der Tischreden.

**Matthias Koeppel** entwickelte sich zu dem Stadtmaler Berlins. Ob es der erste Spatenstich für das Bundeskanzleramt 1997 war, der Kurfürstendamm in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit Aufstieg, Verfall und dem Wandel im Bevölkerungsbild oder das Brandenburger Tor in den Auffassungen der verschiedenen modernen Epochenmaler - in der Ausstellung im RBB - immer steckte ein Schuss Ironie und ein dramatischer Himmel in seinen großformatigen, erfolgreichen Bildern. So dichtete er auch in einer von ihm erfundenen Kunstsprache, in „Starkdeutsch“:



„Der erste Spatenstich für das Kanzleramt“ von Matthias Koeppel

Muhleroi

Dr Muhlör, jar, dr Mulhör  
harrts nücht leucht, är harrtis schwör,  
muht ond muht dmm guntzen Dack  
wosz dönn kainur saihin mackck.  
Kainur nücht wüllz auchch nücht kauffuln;  
- olz Muhlör karrn monn varzwauffuln.

Für seine Arbeiten in Berlin erhielt er das Bundesverdienstkreuz.

Er rettete auch 1975 eine Ausstellung für Berliner Künstler in Brasilia: Wir flogen mit 25 Berliner Künstlern am 15. November nach Brasilia und hatten die Bilder und Plastiken eine Woche vorher über eine Kunstspedition vorgeschickt. Wir kamen glücklich an, aber die Bilder waren beim Zoll in New York hängen geblieben. Auch der damalige Außenminister Genscher war schon anwesend, um die Ausstellung zu eröffnen. Aber wie eröffnet man eine Ausstellung ohne die Kunstwerke? Da kam Matthias Koeppel auf eine glänzende Idee: „Wir haben doch alle ein paar Zeichen- und Malsachen mit; wir machen in drei Tagen eine neue Ausstellung.“ Und so geschah es. Genscher eröffnete die gelungene, improvisierte Ausstellung mit Erfolg,

und ich verriet ihm erst hinterher unser Geheimnis. Er lachte herzlich und wünschte uns einen genauso großen Erfolg mit den eigentlich vorgesehenen Kunstwerken. Die kamen dann rechtzeitig an und wurden eine Woche später in Rio de Janeiro ausgestellt.

Eines Tages bat mich Koeppel um ein Passfoto. Die Parlamentspräsidentin Hannareenate Laurien hatte ihm den Auftrag für ein Riesenbild im Casino des Abgeordnetenhauses zum Thema „Fall der Berliner Mauer“ erteilt und siehe da, ich fand mich unter den jubelnden Berlinern zusammen mit dem Regierenden Bürgermeister Walter Momper wieder.

**Johannes Grützke**, der Kobold unter den Schülern (Dichter, Sänger, Geiger), zeichnet sich durch seine hintergründige Aktmalerei mit Symbolgehalt aus, bei der die Figuren oft seine Gesichtszüge tragen. Selbst bei Auftragsarbeiten wie dem großen Rundgemälde in der Wandelhalle der Frankfurter Paulskirche mit dem Motiv der Nationalversammlung von 1848/49 führte die eigenwillige Darstellung Grützkes beim Auftraggeber zu Verstimmungen. Grützke: „Ich habe eigentlich noch nie ein Bild gemalt, auf dem sich der Porträtierte gefallen hat.“

Mein einschneidendes Erlebnis mit ihm spielte sich ab nach der Veröffentlichung meines zweiten Buches, „Berliner Künstler im Gespräch“, bei einer Ausstellung mit 25 Berliner Künstlern im Oktober 1973 in Bonn: Jeder der 25 Künstler stellte auf meine Bitte drei Werke eigener Wahl zur Verfügung. Ich übernahm den Transport und die Ausstellung im Haus der Parlamentarischen Union Bonn. Die Schirmherrschaft hatte die Bundestagspräsidentin Annemarie Renger übernommen. Ziel war es, Berliner Künstler auch in der Bundesrepublik bekannt zu machen. Am Abend der Eröffnung durch Frau Renger kam ein Großbild Grützkes mit fünf auf einer Wiese Ringelreihen tanzenden, nackten Männern in Bewegung, also verwischt, aber die Männlichkeit penibel gemalt, nun auch noch über das Buffet mit den heißen Würstchen zu hängen. Beim Eröffnungsrundgang warnte ich Frau Renger vor, denn die gesamte Presse hatte sich natürlich mit ihren Kameras vor diesem Bild aufgestellt. Sie meisterte die Situation grandios: Sie betrachtete das Bild, drehte sich um und sagte: „Oben gefallen sie mir besser als unten.“ Dann wandte sie sich dem nächsten Bild zu. Die Presseschlagzeilen über die Ausstellung trugen dann fast alle diese Überschrift.

**Manfred Bluth**, eine Zeit lang Professor in Kassel, war der Porträtist und Maler historischer Geschehnisse in der Gruppe. So gestaltete er ein Bild der nun für diese Kunst eintretenden Kulturkritikerin Luci Schauer mit einem „Tagesspiegel“ zu ihren Füßen. Seine Historienbilder wie „Der Tod Schills“, das Richard von Weizsäcker sehr gefiel, oder „Der revolutionäre Matrosenführer Trost 1918 auf den Tegeler Fließwiesen vor der Berliner Mauer“, das über 50 Jahre Geschichte zusammenfasst, haben Schule gemacht. Wegen seiner Komposition hing es in einer Ausstellung in der Gesellschaft



„Der revolutionäre Matrosenführer Trost 1918 auf dem Tegeler Fließwiesen vor der Berliner Mauer“ M. Bluth

für Erdkunde auf dem Fichtenberg und später im „Wrangelschlösschen“, wo der Regierende Bürgermeister Wowereit die Eröffnung machte.

Die „Schule der neuen Prächtigkeit“, die mit ihren Anregungen und Werken Schule gemacht hat, wurde kürzlich wieder mit einer großen Ausstellung unter dem Titel „Der Blick zurück nach vorn“ im Lichthof der Technischen Universität Berlin gefeiert.

Dieter Biewald

# Das Steglitz-Museum und seine Sammlung

Der Titel der aktuellen Ausstellung, die „Schätze des Museums“, führte skeptische Mitarbeiter zu der Frage, was denn dazu überhaupt gezeigt werden könne. Das Ergebnis war dann für viele eine Überraschung: obwohl nur ein kleiner Teil der Stücke zu sehen ist, werden Vielfalt und Umfang der Sammlung erkennbar. Bemerkenswert sind auch die mit vielen Objekten verbundenen Geschichten.

Bereits in der ersten Satzung des Heimatvereins, gegründet kurz nach der Eingliederung von Steglitz, Lankwitz und Lichterfelde als ein Bezirk in Groß-Berlin, findet sich die Idee einer stadtgeschichtlichen Sammlung - vor dem Hintergrund des Verlustes der kommunalen Selbständigkeit durchaus verständlich. Hinzu kamen die dramatischen politischen und gesellschaftlichen Umbrüche nach dem Ersten Weltkrieg. Es sollte gerettet und bewahrt werden, was von Untergang und Verschwinden bedroht war. Dabei ging es um Objekte aber auch um Dokumentation und Überlieferung der Ortsgeschichte.

Bis zur Ansiedlung des Heimatvereins in der Drakestraße 64A waren Sammlung und Archiv auf ständiger „Wanderschaft“ in Behelfsunterkünften. Die Eröffnung des Museums im Juni 1984 schuf endlich Raum für eine dauerhafte Unterbringung.

Gesammelt wurden insbesondere

- ▶ Möbel und Wohnaccessoires,
- ▶ Porzellan als dekorative Figuren und kostbares Tafelgeschirr
- ▶ Kunstobjekte wie Gemälde, Grafiken und Plastiken,
- ▶ Gegenstände der Alltagskultur
- ▶ Modelle historischer Bauten sowie Landkarten
- ▶ Historische Postkarten

Daneben entstand ein umfangreiches Archiv mit Zeitungsartikeln und Fotografien.

Bei der Auswahl der Sammlungsobjekte spielt neben ästhetischen Gesichtspunkten der Erinnerungswert eine wesentliche Rolle, d.h. der Bezug zur Stadtgeschichte, zu bedeutenden Ereignissen und zu Personen. Daraus ergibt sich zwangsläufig, dass unter den zahlreichen Gemälden kaum Werke großer, bekannter Künstler zu finden sind. Entscheidend ist vielmehr ihre Beziehung zum Berliner Südwesten, entweder durch das Motiv oder durch die Person des Künstlers. In der kulturhistorischen Ausrichtung eines Bezirksmuseums hat ein „Bild“ eine andere Bedeutung als in einem Kunstmuseum. Für uns steht im Mittelpunkt das Verhältnis des Menschen zum Bild bzw. zum Wandschmuck: Form und Inhalt der Darstellung, der Platz in sei-

nem Lebensumfeld, seine persönliche Einstellung zu dem Werk. Das Motiv kann Geschichtsquelle sein, Mittel der Information, Unterhaltung, Belehrung oder Ermahnung.

In den letzten Jahren war die Entwicklung des Archivs, besonders seine Online-Verfügbarkeit, vorrangig. Daraus ist ein bedeutender Erfolgsfaktor geworden. Zukünftig sollte die Weiterentwicklung der Sammlung stärkere Aufmerksamkeit erhalten. Dabei geht es sowohl um Gegenstände der Alltagskultur als auch um Objekte mit besonderem Bezug zur hiesigen Stadtgeschichte und -entwicklung.

Wichtig ist, dass Sammlungsstücke nicht nur im Depot liegen, sondern in Sonderausstellungen gezeigt werden. Dazu bedarf es allerdings der Kenntnis der „verborgenen Schätze“ und ihrer sachgerechten Aufbewahrung und Verwaltung.

Viele Objekte stammen aus Schenkungen oder Nachlässen von Mitgliedern oder Freunden. Gelegentlich konnten auch interessante Stücke auf Auktionen oder Märkten günstig erworben werden. Wichtig ist es, diesen Weg weiter zu gehen und - im finanziellen Rahmen - gezielt geeignete Ergänzungen zu suchen.

Hilfreich dafür ist ein entsprechender „Sachwalter“, also ein interessierter Mitarbeiter, der sich um die Sammlung kümmert, um die pflegliche Aufbewahrung und die Verwaltung der Stücke sowie um die zielgerichtete Erweiterung der Bestände.

Wolfgang Schönebeck

## Manchmal suche ich ein Geschenk für einen Freund oder Bekannten, und ich habe einfach keine gute Idee ...

Kennen Sie das auch? Der Geburtstag des Freundes steht vor der Tür, und man keine Ahnung, was man schenken könnte. Es soll ja nach Möglichkeit etwas Besonderes sein und nichts, was nur herumsteht oder gar noch beim Staubwischen im Wege ist ... **Schenken Sie doch einfach „eine Jahres-Mitgliedschaft im Heimatverein Steglitz“ und werben Sie so ein neues Mitglied.**

Der Beschenkte erhält die regelmäßigen Informationen des Vereins:

- Die Steglitzer Heimat zweimal pro Jahr
- Den Veranstaltungsplan
- Alle Rundbriefe

Und so funktioniert es:

- ▶ Sie schicken einen ausgefüllten Aufnahmeantrag an den Heimatverein, ausgestellt auf den Namen des Beschenkten. Vermerken Sie darauf „Geschenk-Mitgliedschaft für .....“ und Ihren Namen.
- ▶ Sie überweisen den Jahresbeitrag auf das Konto Heimatvereins mit dem Vermerk „Geschenk-Mitgliedschaft für .....“
- ▶ Wenn gewünscht, erhalten Sie für den Betrag eine Spendenbescheinigung.

Wir hoffen natürlich, dass der so Beschenkte von unseren Veranstaltungsangeboten regen Gebrauch macht und dann die Mitgliedschaft selbst weiterführt.

## Das Tagebuch- und Erinnerungsarchiv Berlin

Seit 1993 werden am Heimatmuseum Berlin-Treptow private Lebenserinnerungen und Dokumente gesammelt. Diese Sammeltätigkeit war möglich einerseits durch Projektreihen wie die „Erinnerungstreffen“, die seither einmal monatlich stattfinden und unter einem bestimmten Thema stehen, andererseits durch das Kursangebot für „Kreatives Schreiben“, das sich zur gleichen Zeit herausbildete. Hier wurden das miteinander Reden und das gemeinsame Schreiben kombiniert. Dies Kursangebot unmittelbar nach der Wende wurde vor allem für „Vorruehändler“, ehemalige Lehrer und Akademiker aller Berufszweige, also vor allem für Bürger der ehemaligen DDR, zu einem Auffangbecken. Es half dem Einzelnen, den neu entstandenen Problemen der Arbeitslosigkeit und dem Zerfall alter Werte und Möglichkeiten kreativ und problemorientiert entgegen zu wirken.

Das „Kreative Schreiben“ breitete sich schnell aus und wurde in verschiedenen Berliner Stadtbezirken ins Leben gerufen. Immer neue Interessenten kamen hinzu, nicht mehr nur aus den Ostbezirken Berlins, sondern zunehmend auch aus dem Westen. Es fand eine rasche Vermischung von „Ost“ und „West“ statt. Heute ist dieses Zusammenwirken Alltag geworden. Aus den entstandenen Texten und den zur Verfügung gestellten Lebensdokumenten konnten u.a. Ausstellungen bestückt und Anthologien zusammen gestellt werden. Hinzu kam nach knapp 10 Jahren die Einbindung des Heimatmuseums in Europaprojekte. Dies wurde möglich, weil eine Fülle von Text- und Dokumentationsmaterial vorlag. Ein Stamm ehrenamtlicher Mitarbeiter hatte sich bereit erklärt, diese Materialien zu lesen und zur Archivierung vorzubereiten.

Die EU-Projekte führten in viele europäische Städte. Dort entstand die Verbindung zu anderen Archiven, die ähnliche Zielstellungen hatten und in gleicher Weise Material sammelten, archivierten und für wissenschaftliche Dokumentation nutzten. Ein Austausch zwischen dem Heimatmuseum Treptow und entsprechenden Einrichtungen in Deutschland und Europa konnte eingeleitet werden. Die Materialgeber, die Schreibenden sowie die Interessierten an den Ergebnissen und an öffentlichen Veranstaltungen kamen nun aus ganz Deutschland und dem europäischen Ausland. Das „Tagebuch- und Erinnerungsarchiv am Heimatmuseum Treptow“ - so inzwischen der offizielle Name - war nun in seiner Sammeltätigkeit nicht mehr nur auf den Bezirk Berlin-Treptow beschränkt.

Heute steht diese Entwicklung den Interessen des Heimatmuseums entgegen, da Tätigkeits- und Interessenfelder zu unterschiedlich geworden sind: Briefwechsel, umfangreiche - auch persönliche - Kontaktpflege, wissenschaftlicher Austausch und dergleichen bleiben auf der Strecke - vor allem in Zeiten leerer Haushaltskassen.

Das seit 2005 selbstständige Tagebuch- und Erinnerungsarchiv sucht nun nach neuen Wegen, seinen Aufgaben und Möglichkeiten besser gerecht zu werden. Die Schaffung eines Freundeskreises zur Förderung des „Tagebucharchivs“ wäre dafür ein erster Schritt.

Karin Manke

### Buchrezension

## Hildegard Frisius: Soll ich meines Bruders Hüter sein?

### Christen jüdischer Herkunft in Lichterfelde und Steglitz

Eingebunden in die Geschichte der beiden Vororte im Südwesten Berlins, zeichnet die Autorin das Schicksal der hier lebenden jüdischen Christen im Zusammenhang mit der politischen, gesellschaftlichen und kirchenpolitischen Entwicklung nach:

Der Antisemitismus des ausgehenden 19. Jh., der von Teilen der evangelischen Amtskirche aufgegriffen wurde, und das Erstarken des Nationalsozialismus mit dessen Machtübernahme 1933 führten zu einer Spaltung der evangelischen Kirche in die „Glaubensbewegung der Deutschen Christen“ (DC) und die „Bekennende Kirche“ (BK). Die Ausgrenzung und Entrechtung der Juden wurden jedoch auch von der Mehrheit der Repräsentanten der BK hingenommen, teils aus Überzeugung, teils aus Sorge vor Repressalien und Verfolgung durch die staatlichen Organe. Vergeblich waren die Bemühungen Dietrich Bonhoeffers und einiger anderer Mitglieder, die Bekennende Kirche zu einer Positionierung zugunsten der Juden zu bewegen.

Obwohl die Nationalsozialisten bei den Lichterfelder und Steglitzer Bürgern überdurchschnittlich hohe Wähleranteile hatten, gehörte die große Mehrheit der Pfarrer hier der Bekennenden Kirche an. Der auf sie und die Gemeindeglieder ausgeübte Druck der Staatsorgane und der NS-Kirchenleitung wuchs, die Christen jüdischer Herkunft aus dem Gemeindeleben auszuschließen. Die dem Buch zugrunde liegenden Recherchen in den Taufbüchern der Gemeinden zeigen dennoch, dass bis 1942 Juden getauft wurden. In erheblichem Umfang kamen sie aus anderen Stadtbezirken, was nach Einschätzung der Verfasserin an der Zugehörigkeit der hiesigen Pfarrer zur BK lag.





Für das NS-Regime hatte die Zugehörigkeit der Juden zur Christlichen Gemeinde keine Bedeutung: sie waren als Juden klassifiziert und der Verfolgung ausgesetzt. Erschwerend für diese Menschen war, dass weder die Evangelische Kirche noch die jüdische Gemeinde Unterstützung von Amts wegen gewährte. Hilfe gab es allerdings von Mitgliedern der Gemeinden, teils unter großen persönlichen Risiken.

Beeindruckend und bewegend sind die zahlreichen Geschichten von getauften Juden aus Lichterfelde und Steglitz und ihre Schicksale, wie sie von der Verfasserin zusammengetragen wurden.

Hildegard Frisius war in den fast 40 Jahren ihres Berufslebens als Ärztin tätig. Danach von 2001 - 2007 war sie Vorsitzende des Gemeindegemeinderats der Ev. Johannes-Gemeinde in Lichterfelde und Mitinitiatorin der Aktion Stolpersteine in Lichterfelde-West. Mit diesem Buch hat sie einen wichtigen Baustein zur Vervollständigung der hiesigen Stadtgeschichte geliefert.

Das Buch ist im Büro des Heimatvereins Steglitz erhältlich. Preis 5,00 Euro.

Wolfgang Schönebeck

Ihr Dienstleister für kleine und große Fotos

www.foto-frohloff.de

Einrahmen, veredeln, oder kaschieren

Vom Passbildformat bis zum Messeplakat

**FOTO FROHLOFF** Lankwitzer Str. 8 12209 Berlin-Lichterfelde  
Tel. 030-7711874 info@foto-frohloff.de  
Mo.-Fr. 09:30-18:30 Sa. 09:30-14:00

## Buchrezension **Südende**

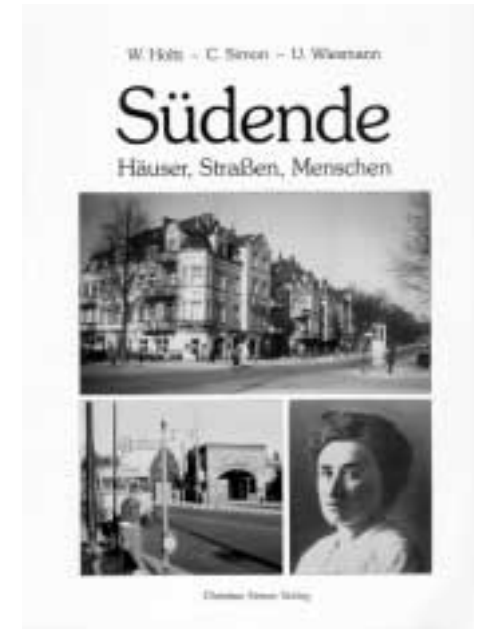
Die Landhauskolonie wird 1884 von Aloys Hennes noch als dürftiger Flecken geschildert, weil ihm jede Vergangenheit fehle (SH 2006/1, S.5). Von diesen Anfängen führen die Autoren Wolfgang Holtz, Christian Simon und Udo Wiesmann den Leser bis in das heutige Südende.

Als Steglitzer haben sie einen lang gehegten Wunsch umgesetzt und lassen uns heimatkundlich Interessierte daran teilhaben. Man erfährt so manches Neue von dem Areal, auf dem die Landhauskolonie gegründet wurde bis hin in das Jahr 2009. Wer das Buch durchblättert, wird schnell darin zu lesen beginnen und es kaum mehr aus der Hand legen und wenn doch, wird er immer wieder in einzelne Artikel neu eintauchen.

Im Vorwort ist zu lesen, Südende ist kaum einem Berliner bekannt, und auch nur wenige Steglitzer wissen mit dem Begriff etwas anzufangen. Und auch bei diesen Wenigen sind schon oft die Kenntnisse über den Grenzverlauf des Ortsteils recht vage. In dem reichhaltigen Bild- und Kartenmaterial werden Standorte von Gebäuden und Veränderungen deutlich, und sie geben dem Leser damit ein ganz neues Bild von Südende.

Bis zur Eingemeindung 1920 in den Verwaltungsbezirk Steglitz gehörte die Landhauskolonie zur Gemarkung Mariendorf, doch da war sie schon längst postalisch mit Steglitz verbunden (SH 2008/2, S.40).

Der Leser erfährt von dem geplanten Großgüterbahnhof „Süd“ im Dritten Reich, dem ein Großteil der Landhauskolonie zum Opfer fallen sollte. Doch dazu kam es nicht mehr, da in einer Bombennacht im August 1943 der größte Teil der Landhäuser in Schutt und Asche gelegt wurde. Deshalb ist bei etlichen Abbildungen der Vermerk „im Krieg zerstört“ zu finden. In der Nacht waren viele Tote zu beklagen. Besonders erschreckend ist der Bericht über das Ende des St. Annastifts.



Man liest über Häuser und Straßen sowie über seine Bewohner, ein Ergebnis von vielen Recherchen in Adressbüchern, Bau- und Grundbuchakten. Interessante Vorgänge kamen dabei zutage. Prominente Personen wurden entdeckt, z.B. die Politikerin Rosa Luxemburg, der Ozeanflieger Günther Freiherr von Hünefeld und der Schriftsteller Jochen Klepper, um nur einige zu nennen.

Das einst ländliche Südende hat sich durch die Neubebauung und die Verdichtung bis heute sehr verändert. Auch wenn es Außenstehende kaum glauben mögen, der Ortsteil ist trotz allem noch heute ein beliebter Wohnort im Verwaltungsbezirk Steglitz - Zehlendorf.

Die Autoren haben hier eine Fülle an Daten und Fakten ausgewertet und diese so spannend aufbereitet, dass dieses Buch jeden heimatkundlich Interessierten begeistern muss. Das gewählte Buchformat (DIN A4) kommt der großformatigen Darstellung der Karten zugute. Es hat einen Umfang von 150 Seiten, kostet 18 Euro und ist u.a. im Büro des Heimatvereins erhältlich.

Dietrich Seidlitz

## Der Heimatverein Steglitz sucht Mitarbeiter...

Wir suchen ehrenamtliche Mitarbeiter für

- die Betreuung und Führung von Besuchern im Steglitz-Museum
- die Mitarbeit bei Entwicklung und Gestaltung von Ausstellungen
- die Beantwortung von Anfragen
- die Unterstützung von Besuchern bei der Archivrecherche
- die Pflege und Weiterentwicklung unseres Archivs
- die Öffentlichkeitsarbeit

Was wir erwarten

- Interesse an unserer Stadtgeschichte und Stadtentwicklung
- Engagement bei der Mitgestaltung unserer Aktivitäten
- wünschenswert - aber nicht Bedingung - sind PC- und Internetkenntnisse

**Interessiert? Dann nehmen Sie mit uns Kontakt auf!**

Heimatverein Steglitz e.V. - Drakestr. 64 A - 12205 Berlin-Lichterfelde  
 Telefon: (030) 833 21 09 - E-Mail: [info@heimatverein-steglitz.de](mailto:info@heimatverein-steglitz.de)  
 Montag 16-19 Uhr, Mittwoch 15-18 Uhr oder Sonntag von 14-17 Uhr



# Autohaus FURCHTMANN

*Ein starkes, leistungsfähiges Team freut sich auf Sie!*

**Neu- & Gebrauchtwagen**

**100 % Vollfinanzierung**

**12-120 Monate Laufzeit**

**Inzahlungnahme  
Ihres Alten**

**Unfall-Sofort-Hilfe**

**+ Schadensbehebung**

**TÜV + AU im Hause**



*Im Süden Berlins*

**Malteserstraße 168 · 12277 Berlin (Marienfelde)**

**[www.furchtmann.de](http://www.furchtmann.de) · [autohaus@furchtmann.de](mailto:autohaus@furchtmann.de)**

**☎ 030 / 721 60 02/03 · Fax 030 / 722 42 67**



***Die Kompetenz für Service und Verkauf***

**Biolüske**  
Supermarkt | Kochstudio

## ***Frische im alten Kino Lichterfelde***

**Drakestraße 50  
12205 Berlin  
S-Bahn Lichterfelde-West**

geöffnet: Mo - Sa 8-20 Uhr  
frische Brötchen ab 7.30 Uhr  
Kundenparkplätze direkt im Hof

Aktuelles Kochkursprogramm im Laden  
und unter [www.biolueske.de](http://www.biolueske.de)

Tel. 030-862 009 70

*Die reine Freude*



**Ihr Immobilienmakler  
vor Ort**

